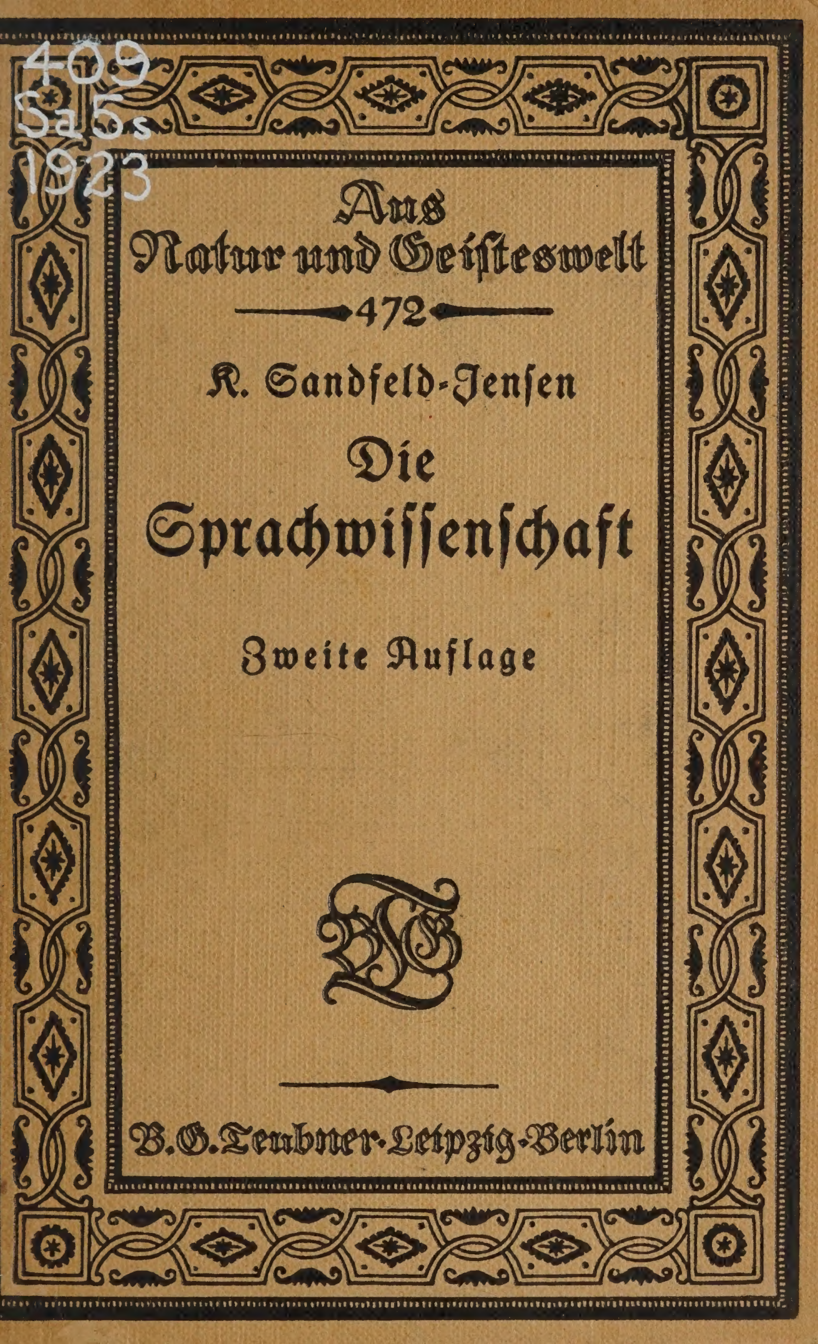

409
Sa5s
1923

Aus Natur und Geisteswelt

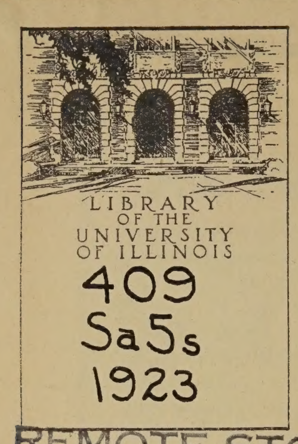
472

K. Sandfeld-Jensen

Die Sprachwissenschaft

Zweite Auflage

B. G. Teubner · Leipzig · Berlin


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
409
Sa5s
1923
REMOTE STORAGE

Die Sammlung

„...tur und Geisteswelt“

...de umfassend, bietet wirkliche „Einführungen“ ...sgebiete für den Unterricht oder Selbstunter... den heutigen methodischen Anforderungen und er... s, dem weder umfangreiche Enzyklopädien noch ...prechen können. Die Bände wollen jedem geistig ...keit schaffen, sich ohne besondere Vorkenntnisse an ...die Darstellung durch berufene Vertreter der Wissen... Gebiet der Wissenschaft, Kunst und Technik zu unter... dabei zugleich unmittelbar im Beruf fördern, den ...ernd, die Einsicht in die Bedingungen der Berufsarbeit vertiefend.

Die Sammlung bietet aber auch dem Fachmann eine rasche zuverlässige Übersicht über die sich heute von Tag zu Tag weitenden Gebiete des geistigen Lebens in weitestem Umfang und vermag so vor allem auch dem immer stärker werdenden Bedürfnis des Forschers zu dienen, sich auf den Nachbargebieten auf dem laufenden zu erhalten. In den Dienst dieser Aufgaben haben sich darum auch in dankenswerter Weise von Anfang an die besten Namen gestellt, gern die Gelegenheit benutzend, sich an weiteste Kreise zu wenden.

Seit Herbst 1925 ist eine Neuerung insofern eingetreten, als neben den Bänden im bisherigen Umfange solche in erweitertem, etwa anderthalbfachem zu $1\frac{1}{2}$fachem Preise ausgegeben werden, weil abgeschlossene Darstellungen größerer Gebiete auf beschränkterem Raume heute schwer möglich sind. Diese Bände, die die Nummern von 1001 ab tragen, erscheinen, um die Einheitlichkeit der Sammlung zu wahren, in der gleichen Ausstattung wie die übrigen Bände. Sie sind nur auf dem Rückentitel durch je ein Sternchen über und unter der Nummer besonders gekennzeichnet.

Alles in allem sind die schmucken, gehaltvollen Bände besonders geeignet, die Freude am Buche zu wecken und daran zu gewöhnen, einen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden.

Jeder der meist reich illustrierten Bände ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Leipzig, im Januar 1929 **B. G. Teubner**

Ein vollständiges nach Wissenschaftsgebieten geordnetes Verzeichnis versendet auf Wunsch der Verlag, Leipzig C 1, Poststraße 3/5

Inhaltsverzeichnis.

Erklärung der Lautschriftzeichen.

Wo die Aussprache mittelst Lautschrift bezeichnet wird, geschieht dies immer in eckigen Klammern; dabei werden außer den gewöhnlichen Buchstaben folgende Zeichen verwendet:

[ɛ] = d. *ä* in ähnlich
[ə] = d. *e* in Gabe
[œ] = frz. *eu* in *peur*
[ɔ] = frz. *o* in *fort*
[y] = d. *ü* in über
[ʌ] = engl. *u* in *butter*
[ʎ] = span. *ll* in *calle*
[ɲ] = frz. *gn* in *vigne*
[ŋ] = d. *ng* in lange
[z] = d. *s* in reisen
[ʃ] = d. *sch* in schade
[ʒ] = frz. *j* in *journal*
[x] = d. *ch* in wach
[w] = engl. *w* in *wine*.

Ein · bezeichnet, daß der vorhergehende Laut lang ist, z. B. [le·bm] = leben. In der gewöhnlichen Orthographie wird die Länge mit ¯ bezeichnet, z. B. mhd. *zīt* „Zeit".

Schutzformel für die Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright 1923 by B. G. Teubner in Leipzig

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

472. Band

Die Sprachwissenschaft

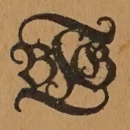
Von

Dr. Kr. Sandfeld-Jensen

Professor an der Universität Kopenhagen

Zweite fast unveränderte Auflage

Anastatischer Nachdruck



Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1923

Neuere deutsche Literatur

Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Von Dr. H. Spiero. 2. Aufl. (Bd. 254.)

Deutsche Romantik. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. O. Walzel. I. Die Weltanschauung. 5. Aufl. II. Die Dichtung. 5. Aufl. (232/33.)

Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. Von Dr. E. Istel. 2. Aufl. (Bd. 239.)

Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Prof. Dr. G. Witkowski. 5. Aufl. (Bd. 51.)

Geschichte der deutschen Frauendichtung seit 1800. Von Dr. H. Spiero. Mit 3 Bildnissen auf 1 Tafel. (Bd. 390.)

Deutsche Dichter

Lessing. Von Prof. Dr. Ch. Schrempf. Mit 1 Bildnis. (Bd. 403.)

Goethe. Von Prof. Dr. M. J. Wolff. (Bd. 497.)

Schiller. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 3. Aufl. Mit 1 Bildnis. (Bd. 74.)

Schillers Dramen. Von Studiendirektor E. Heusermann. 2. Aufl. (Bd. 493.)

Kleist. Von Prof. Dr. H. Meyer-Benfey. (Bd. 567.)

Franz Grillparzer. Der Mann und das Werk. Von Prof. Dr. A. Kleinberg. Mit 1 Bildnis Grillparzers. (Bd. 513.)

Friedrich Hebbel und seine Dramen. Ein Versuch von Geh. Hofrat Prof. Dr. O. Walzel. 3. Aufl. (Bd. 408.)

Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing. 3., verb. und vermehrte Aufl. (Bd. 283.)

Friedrich Nietzsche. Von Prof. Dr. F. Köhler. (Bd. 601.)

Sprache

Die Sprachwissenschaft. Von Prof. Dr. Kr. Sandfeld. 2. Aufl. (Bd. 472.)

Die Sprachstämme des Erdkreises. Von Prof. Dr. F. N. Finck. 3. Aufl. (Bd. 267.)

Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaus. Von Prof. Dr. F. N. Finck. 2. Aufl. (Bd. 268.)

Die deutsche Sprache von heute. Von Oberstudienrat Dr. W. Fischer. 2. Aufl. (Bd. 475.)

Fremdwortkunde. Von Prof. Dr. Elise Richter. (Bd. 570.)

Die deutschen Personennamen. Von Geh. Studienrat Dir. A. Bähnisch. 3. Aufl. (Bd. 296.)

Wie wir sprechen. Von Prof. Dr. Elise Richter. 2., vollständig umgearb. Aufl. Mit 5 Abb. im Text. (Bd. 354.)

Rhetorik. Von Prof. Dr. E. Geißler. 2 Bde. I. Bd.: Richtlinien für die Kunst des Sprechens. 3., verb. Aufl. (Bd. 455.) II. Bd.: Deutsche Redekunst. 2. Aufl. (Bd. 456.)

Die menschliche Sprache, ihre Entwicklung beim Kinde, ihre Gebrechen und deren Heilung. Von Lehrer K. Nickel. Mit 4 Abb. (Bd. 586.)

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Bisher sind **zur Literatur und Sprache** erschienen:

Allgemeine Literaturwissenschaft

Poetik. Von Dr. R. Müller-Freienfels. 2., überarb. u. erw. Aufl. (Bd. 460.)

Das Drama. Von Dr. B. Busse. 4 Bde. I. Bd.: Von der Antike zum französ. Klassizismus. 3. Aufl., hrsg. von Studienrat Dr. J. K. Niedlich, Prof. Dr. R. Imelmann und Prof. Dr. K. Glaser. Mit 3 Abb. (Bd. 287.) II. Bd.: Von Voltaire zu Lessing. 2. Aufl., neubearb. von Prof. Dr. K. Glaser u. Oberstudiendir. Dr. A. Ludwig. (Bd. 288.) III. Bd.: Vom Sturm und Drang bis zum Realismus. 2. Aufl. bearb. von Oberstudiendir. Dr. A. Ludwig und Prof. Dr. K. Glaser. (Bd. 289.) IV. Bd.: Vom Realismus bis zur Gegenwart. 2. Aufl. bearb. von Oberstudiendir. Dr. A. Ludwig und Prof. Dr. K. Glaser. (Bd. 290.)

Geschichte der niederdeutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Prof. Dr. W. Stammler. (Bd. 815.)

Das Theater. Vom Altertum bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Chr. Gaehde. 3. Aufl. Mit 17 Abb. (Bd. 230.)

Der Schauspieler. Von Prof. Dr. F. Gregori. (Bd. 692.)

Wörterbuch zur deutschen Literatur. Von Oberstudienrat Dr. H. Röhl. (Teubners kl. Fachwörterbücher Bd. 14.)

Welt-Literatur

Die griechische Komödie. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. A. Körte. Mit 1 Titelbild und 2 Tafeln. (Bd. 400.)

Die griechische Tragödie. Von Prof. Dr. J. Geffcken. Mit 5 Abb. im Text und auf 1 Tafel. (Bd. 566.)

Griech. Lyrik. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Bethe. (Bd. 736.)

Ibsen und Björnson. Von Prof. Dr. G. Neckel. (Bd. 635.)

Die altnordische Literatur. Von Prof. Dr. G. Neckel. (Bd. 782.)

Ältere deutsche Literatur

Germanische Mythologie. Von Prof. Dr. J. v. Negelein. 3. Auf. (Bd. 95.)

Das Nibelungenlied. Von Prof. Dr. J. Körner. (Bd. 591.)

Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt von Dr. O. Böckel. 2. Aufl. (Bd. 262.)

Das deutsche Volksmärchen. Von Pfarrer K. Spieß. 2. Aufl. (Bd. 587.)

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Studienrat Dr. J. W. Bruinier. 7., verb. Aufl. (Bd. 7.)

Deutsche Volkskunde im Grundriß. V. Prof. Dr. K. Reuschel.
I. Teil. Allgemeines. Sprache. Volksdichtung. Mit 3 Fig. i. T.
II. Teil. Sitte, Brauch und Volksglaube. Sachliche Volkskunde.
(Bd. 644/45.)

Minnesang. Die Liebe im Liede des deutschen Mittelalters. Von Studienrat Dr. J. W. Bruinier. (Bd. 404.)

REMOTE STORAGE
409
Sa5s
1923

Vorwort.

Der Titel dieses Büchleins bedarf insofern einer Rechtfertigung, als nicht die Sprachwissenschaft in ihrem vollen Umfange hier behandelt wird, da z. B. Fragen über das Verhältnis zwischen Sprache und Denken, über Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit u. a. m. überhaupt nicht berücksichtigt werden. In einer in dänischer Sprache erschienenen Arbeit, „Sprogvidenskaben“ (Kopenhagen 1913), habe ich es versucht, die Methoden und Ergebnisse der historischen Sprachwissenschaft gemeinverständlich darzustellen, und was hier gegeben wird, ist eine gedrängte Bearbeitung des genannten Werkes.

Die zweite Auflage ist, abgesehen von der Beseitigung einiger Druckfehler und kleiner Versehen, ein unveränderter Abdruck der ersten.

Holte bei Kopenhagen, im März 1923.

Kr. Sandfeld-Jensen.

Bibliographie.

Für ein weiteres Studium sind für Anfänger die folgenden Werke besonders zu empfehlen:

Ch. Bally, *Le langage et la vie.* Heidelberg 1913.
Behaghel, Die deutsche Sprache (Das Wissen der Gegenwart Bd. 54). Leipzig 1907.
Delbrück, Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen. 5. Aufl.
Erdmann, Die Bedeutung des Wortes. 2. Aufl. Leipzig 1910.
Jespersen, *Language.* London 1922
„ *Progress in Language.* London 1894.
Meillet, Einführung in die vergl. Grammatik der indogerm. Sprachen, übersetzt v. Printz. Leipzig 1909.
Loewe, Germanische Sprachwissenschaft. (Sammlung Göschen.)
Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft. (Sammlung Göschen).
„ Aus dem Leben der Sprache. Berlin 1908.
Oertel, *Lectures on the study of Language.* Neuyork 1901.
Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. 4. Aufl. 1909.
Sütterlin, Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Heidelberg 1912.
Vendiges, *Le Langage.* Paris 1922.
Zauner, Romanische Sprachwissenschaft. (Sammlung Göschen.)

I. Einleitung.

1. Es ist die Aufgabe der Sprachwissenschaft, die menschliche Tätigkeit, die wir die Rede nennen, zu erklären. Ihr Gebiet umfaßt alle Sprachen des Erdkreises, sowohl solche, die Träger einer hohen Kultur sind oder waren, als solche, die von unzivilisierten Stämmen gesprochen werden, und sie untersucht mit gleichem Interesse die einfache Ausdrucksweise der schlichten Leute wie die künstlerisch ausgeformte Sprache der größten Dichter und Denker. Sie begnügt sich ferner nicht damit, die Sprachformen zu beschreiben, sondern fragt immer darnach, wie und warum die einzelnen Sprachen sich in so mannigfacher Weise verschieden gestaltet haben, und daran knüpft sich wieder eine ganze Reihe von Fragen über Wesen und Werden der Sprache, über das Verhältnis der Sprachen zueinander, usw. Welchen Wert hat nun die Beantwortung solcher Fragen? Hierauf ist erstens zu erwidern, daß die Sprache schon als eines der höchsten menschlichen Güter einiges Interesse beanspruchen darf. Dazu kommt aber noch, daß Kenntnis der Sprache auch Kenntnis der redenden Menschen ist. Die Denkweise der verschiedenen Völkerschaften spiegelt sich vielfach in der Sprache ab, und seit undenklichen Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, birgt sie zahllose Zeugnisse vom Leben und Treiben der Vorfahren. Die Wissenschaft von der Sprache ist somit eine Kulturwissenschaft, die mit anderen Wissenschaften vom Menschen, wie Geschichte, Ethnographie, Archäologie, Hand in Hand arbeitet. Oft muß sie sich auf diese stützen, manchmal aber vermag sie Aufschlüsse zu geben, wo diese schweigen müssen. Hiermit ist die Berechtigung und Bedeutung der Sprachwissenschaft gegeben, mögen auch manche Einzeluntersuchungen Fernerstehenden unverständlich oder geradezu unnütz erscheinen.

2. Schon früh hat man begonnen, über die Sprache nachzudenken. Die griechischen Philosophen des Altertums erörterten z. B. die Frage, ob die Benennungen der Dinge naturnotwendig seien oder kraft menschlicher Satzung existierten. Bedeutsamer waren die mehr praktischen Sprachstudien des Altertums, dem wir die Gründung der speziell grammatischen Wissenschaft, der Sprachbeschreibung, verdanken. Wie abhängig vom Altertum wir auf diesem Gebiete noch sind, erhellt schon daraus, daß die grammatischen Bezeichnungen in den meisten Sprachen latei-

nisch oder dem Lateinischen nachgebildet sind, vor allem aber daraus, daß es viel Mühe kostet, von der Schablone der lateinischen Grammatik loszukommen, wo es sich um anders geartete Sprachen handelt (vgl. Sütterlin: „Die deutsche Sprache der Gegenwart"). Was aber das Altertum über das Grammatische hinaus an sprachlichen Untersuchungen leistete, hat mit der heutigen Sprachwissenschaft nur sehr wenig zu tun. Bei den besonders beliebten etymologischen Untersuchungen herrschte die größte Willkür, indem man sich an ganz zufällige Lautähnlichkeiten hielt und z. B. Venus aus lat. *venire* „kommen" erklärte, „weil sie zu allen Menschen kommt". Ungefähr dasselbe muß von den Spracherklärungen späterer Zeiten bis in die Neuzeit hinein gesagt werden, trotzdem man durch die Kenntnis mehrerer Sprachen, welche dem Altertum abging, die Möglichkeit einer besseren Einsicht erworben hatte. Man verknüpfte die Wörter ohne irgendeine Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit eines geschichtlichen Zusammenhanges zwischen den betreffenden Sprachen und unter Annahme einer Menge seltsamer und launenhafter Laut- oder besser Buchstabenveränderungen. Im 16. und 17. Jahrhundert war man ganz besonders geneigt, die bekannten Sprachen aus dem Hebräischen herzuleiten, weil man diese Sprache für die ursprünglichste ansah. Ein Beispiel wird genügen, um die Methode zu veranschaulichen: lat. *perdo* „verliere, verderbe" wurde aus hebr. *dabar* „zerstören" erklärt, indem man eine Umstellung der Laute zu *barad* annahm, und durch eine andere Umstellung, *darab*, erhielt man die Grundform des deutschen (ver)derben! Es ist klar, daß sich auf diese Weise alles beweisen ließ, und Voltaire war nicht ganz im Unrecht, wenn er behauptete, daß in der Sprachforschung die Vokale nichts und die Konsonanten nur sehr wenig zu bedeuten hätten.

3. Die moderne Sprachwissenschaft ist somit eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. In ihrer heutigen Gestalt ist sie ein Kind des 19. Jahrhunderts; die ersten Spuren einer richtigen Erkenntnis dessen, worauf es bei der Untersuchung der Sprachen ankommt, tauchen jedoch schon in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf. Während man bisher die Sprachen aufs Geratewohl verglichen hatte, gelangte man jetzt von verschiedenen Seiten zu der Einsicht, daß es gewisse feste Anhaltspunkte geben muß, die alle anerkennen können, und daß solche nicht im schwankenden Wortschatz der Sprachen, sondern in ihrem ganzen Bau zu suchen sind. Diese Betrachtung liegt einer Arbeit zugrunde, worin der Magyare Gyármathi im Jahre 1799 die Verwandtschaft des Magyarischen mit dem Finnischen nachweist — schon 1770 hatte

ein anderer Magyare, Sajnovics, Urverwandtschaft des Magyarischen und des Lappischen nachgewiesen —, zu voller Geltung gelangt sie aber erst, als man sie auf die bekannteren Sprachen anwendet. Der erste, der hier klar und unzweideutig die Übereinstimmung im grammatischen Bau als einzig sicheres Kennzeichen sprachlicher Verwandtschaft aufstellt, ist der Däne Rasmus Rask, der in seinem Werke „Untersuchungen über den Ursprung der altnordischen oder isländischen Sprache" (Kopenhagen 1818, aber schon 1814 geschrieben) auf diese Weise gemeinsamen Ursprung der meisten europäischen Sprachen nachweist. Bald sollte man indessen weiter gelangen. Die Sprache der alten Inder, das Sanskrit, war am Ende des 18. Jahrhunderts in Europa bekannt geworden, und man sah mit Erstaunen, daß sie sowohl in ihrem Bau als im Wortschatz auffallend ans Lateinische und ans Griechische erinnerte. Der wissenschaftliche Nachweis dieses Zusammenhanges wurde von dem deutschen Sprachforscher Franz Bopp geliefert, der im Jahre 1816 die übereinstimmende Verbalflexion in Sanskrit, Persisch, Griechisch, Lateinisch und Germanisch nachwies und später eine vollständige vergleichende Grammatik dieser sogenannten indogermanischen Sprachen herausgab.

4. Von nicht geringer Bedeutung war es, daß man ungefähr gleichzeitig zu voller Klarheit darüber gelangte, daß sprachliche Formen stets in ihrem Verhältnis zu früheren Formen zu beurteilen sind. Derjenige, der am stärksten und am klarsten diesen geschichtlichen Gesichtspunkt hervorhebt, ist Jacob Grimm. Seine „Deutsche Grammatik", deren erster Band 1819 erschien, ist der erste Versuch einer sogenannten historischen Grammatik, worin die alten Sprachformen zur Erklärung der heutigen herangezogen werden. Es war eben der Hauptfehler der älteren Sprachforschung gewesen, daß man ganz davon absah, daß eine Sprachform immer aus einer früheren hervorgegangen ist, die nicht vernachlässigt werden kann. Für die heutige Sprachwissenschaft ist das historische Prinzip ein Hauptgrundsatz, dessen Vernachlässigung sich immer rächt und unumgänglich zu Willkürlichkeit oder leerem Philosophieren führt. Was wird man z. B. nicht alles aus Ortsnamen wie Engelwies, Magdlos, Weibern herauslesen können, solange man nicht weiß, daß die älteren Formen *Ingolteswies, Machtolfeshus*, lat. *Vivarium* lauten! Viele Wörter, die sich heute ähnlich sehen, und die dem unmittelbaren Sprachgefühl verwandt erscheinen, werden sich bei einer historischen Untersuchung als unverwandt ergeben. So hat hantieren nichts mit Hand zu tun, und Sucht ist keine Ableitung von suchen (vgl. im Gotischen bzw. *sauhts* und *sōkjan*). Auch zwischen

den einzelnen Sprachen gibt es manche Übereinstimmung, die sich in dieser Weise als trügerisch erweist; das spanische Wort *mucho* „viel“ erinnert lebhaft an engl. *much*, hat sich aber aus lat. *multum* entwickelt, während das englische Wort mit ahd. *mihhil* „groß“ verwandt ist.

5. Die Durchführung des historischen Prinzipes bewirkte, daß man die Regelmäßigkeit verschiedener Sprachänderungen erkannte und mit der Erweiterung des Forschungsgebietes einen stets tieferen Einblick in die Bedingungen des Sprachlebens gewann. Anfänglich hatte man sich auf das Studium der alten Sprachen beschränkt, vor allem des Sanskrits, dessen hohes Alter und merkwürdige Literatur einen fast mystischen Eindruck machten, so daß viele in dieser Sprache die Quelle der mit ihr verwandten Sprachen erblickten. Nach und nach wurden indessen auch viele andere Sprachen in ähnlicher Weise sprachgeschichtlich untersucht, so die romanischen Sprachen, die slawischen und keltischen Sprachen. Man wurde dadurch zu einer genauen Erforschung der heutigen Sprachformen und der Dialekte geführt, was von unermeßlicher Bedeutung wurde, indem durch das Studium der lebenden Sprachen verschiedene nebelhafte Vorstellungen vom Wesen der Sprache beseitigt wurden. Daß die Sprachen in einer grauen Vorzeit eine merkwürdig reiche Entwicklungsperiode gehabt haben sollen, und daß die in historischer Zeit nachweisbaren Veränderungen als Verfall einer hohen Entwicklung anzusehen seien — so lehrte noch der große deutsche Sprachforscher Schleicher (gest. 1868) —, daran wurde es unmöglich zu glauben, nachdem das Studium der lebenden Sprachen es augenscheinlich gemacht hatte, daß die Bedingungen des Sprachlebens zu allen Zeiten dieselben sind, und daß folglich die für die lebenden Sprachen gefundenen Gesetze auch auf ältere Sprachperioden anwendbar sein müssen. Diese Anschauungsweise ist namentlich seit den siebziger Jahren durchgedrungen und hat die ältere Gestalt der Sprachwissenschaft vielfach umgeformt.

6. Die Sprachwissenschaft ist also in ihrem Ursprung aufs genaueste an das Studium der sogenannten indogermanischen Sprachen geknüpft. Diese sind es auch, die am gründlichsten untersucht worden sind. Man hat die Geschichte der einzelnen Sprachen in allen Hinsichten, oft bis in die feinsten Einzelheiten hinein, erforscht und die hierbei gewonnenen Erfahrungen haben es ermöglicht, ihre gemeinsame Vorgeschichte in vielen Punkten aufzuklären. Nach der Methode, der man folgt, um hinter die überlieferten Sprachformen zu gelangen, nämlich Vergleichen der Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Sprachen und daraus gezogenen rationellen Folgerungen über das ursprünglich Gemeinsame,

hat man die Benennung „Vergleichende Sprachwissenschaft“ gebildet, die aus den eben genannten Gründen lange mit „indogermanischer Sprachwissenschaft“ gleichbedeutend war. Die vergleichende Methode ist indessen, wie später gezeigt werden soll, nur eine besondere Anwendung des historischen Prinzipes, und sie läßt sich bei allen Sprachen verwenden. Alle Sprachforschung ist heute historisch-vergleichend, und immer mehr Sprachen und Sprachstämme werden dieser Behandlung unterworfen.

Indem die Sprachwissenschaft die Sprachen um ihretwillen untersucht, hebt sie sich deutlich von der Philologie ab, der das Sprachstudium hauptsächlich als ein Mittel zum Eindringen in die Literatur und Kultur eines Volkes gilt. Es hindert dies aber nicht, daß die beiden Wissenschaften sich mehrfach berühren, und daß die Philologie in vielen Hinsichten eine wichtige Voraussetzung der Sprachwissenschaft ist. Sie liefert z. B. eine sorgfältige grammatische und lexikalische Bearbeitung der Sprachen, und es ist nicht ganz zufällig, daß die Sprachwissenschaft auf Sprachen gegründet worden ist, von denen die wichtigsten Jahrhunderte hindurch Gegenstand philologischen Studiums gewesen sind. Es ist ferner klar, daß die Sprachwissenschaft, weil die Sprache Ausdruck des Gedankens ist, sich auf die Psychologie, die Lehre vom menschlichen Seelenleben, stützen muß. Daß sie endlich als die Wissenschaft von einer menschlichen Tätigkeit zu anderen Wissenschaften, die das Menschenleben behandeln, in Beziehung tritt, ist schon eingangs erwähnt.

II. Leben und Entwicklung der Sprache.

7. Die Erfahrung lehrt uns, daß die Sprache in einer stetigen Bewegung begriffen ist. Es läßt sich dies erstens unmittelbar daran beobachten, daß ältere Leute vielfach Wörter und Wendungen brauchen, die dem jüngeren Geschlecht nicht recht geläufig sind. Auch Zänkereien über Sprachrichtigkeit beruhen oft darauf, daß sprachliche Neuerungen von dem älteren Geschlechte nicht anerkannt werden. Solche Verschiedenheiten sind jedoch verhältnismäßig geringfügig, und es geschieht mitunter, daß sie von der betreffenden Sprachgenossenschaft geradezu geleugnet werden. Recht fühlbar werden sie erst dann, wenn sie sich summieren, d. h. wenn wir eine bestimmte Periode in einem gewissen Abstand von uns haben. Bücher aus der Mitte des 19. Jahrhunderts lesen sich freilich ebenso leicht wie solche aus dem Jahre 1914, wenn man aber näher zusieht, werden einem verschiedene Wörter und Wort-

verbindungen (weit mehr, als man im voraus zu glauben geneigt ist) etwas fremdartig erscheinen, und dieser Eindruck wird noch stärker, wenn wir die Sprache Schillers und Goethes vor uns haben. Vieles muß hier den meisten heutigen Lesern erklärt werden, wenn die Texte nicht mißverstanden werden sollen. Je weiter wir zeitlich rückwärts gelangen, um so häufiger werden die Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch und dazu auch um so verschiedenartiger, da zuletzt auch Verschiedenheiten in den Wortformen, die die Schrift vielfach verschleiert, deutlicher und deutlicher hervortreten. Erstreckt sich eine Literatur über viele Jahrhunderte, so werden die ältesten Texte für die Neuzeit sehr oft so gut wie unverständlich sein.

8. Es ist nun die Aufgabe der Sprachwissenschaft, alle die Änderungen, die eine Sprache im Laufe der Zeit erleidet, zu sammeln und zu ordnen, um sie dann zu erklären, d. h. sie in die rechte Verbindung miteinander zu setzen. Es genügt hierbei nicht, die Verschiedenheiten, die in der Literatur und in anderen schriftlichen Denkmälern zu beobachten sind, einfach zusammenzustellen. Die Schrift ist nur eine sehr unvollkommene Wiedergabe der gesprochenen Sprache, und wenn man sich ausschließlich an sie hielte, würde eine Menge von Dingen unaufgeklärt bleiben. Es gilt daher hinter die Schriftzeichen zu gelangen und ausfindig zu machen, wie die Sprache in verflossenen Zeiten gelautet hat, und das läßt sich in mehrfacher Weise erreichen. Von Haus aus muß die Schrift die Aussprache ziemlich genau wiedergegeben haben. Das frz. Wort *tente* muß z. B. einst mit einem *e*-Laute in der ersten Silbe gesprochen worden sein. Von den späteren Änderungen der Aussprache geben uns die Reime in alten Gedichten wichtige Aufschlüsse. Sobald das Wort z. B. mit *tante* reimt, können wir sicher sein, daß die genannte Silbe mit einem *a*-Laut gesprochen worden ist, obschon fortwährend *e* geschrieben wird. Neben den Reimen kommen verschiedene unregelmäßige Schreibungen in Betracht. Wenn z. B. die Königin Elisabeth, Schwester Karls V., in ihren Briefen an ihren Gemahl, den dänischen König Christian II., das dänische Wort *svar* „Antwort" *soyr* schreibt, so ist das ein untrügliches Zeichen, daß sie *oy* (*oi*) als *oua* wie im heutigen Französisch gesprochen hat, und daß somit diese Aussprache, die erst in der Neuzeit verallgemeinert worden ist, schon Anfang des 16. Jahrhunderts existierte. Einen besonderen Fall bilden die sogenannten „umgekehrten" Schreibungen wie engl. *delight* für älteres *delit*; so hat man nur in einer Zeit schreiben können, wo in Wörtern wie *light* das *gh* verstummt war. In anderen Fällen können die Formen, worin Wörter in eine andere Sprache aufgenommen

worden sind, ein Zeugnis für ihre frühere Aussprache abgeben, wie z. B. d. Franzose aus altfrz. *François* die ehemalige Aussprache *ts* für geschriebenes *ç* sichert. Bisweilen finden sich in alten Schriften direkte Äußerungen über Aussprache, und endlich können allgemeine sprachgeschichtliche Erwägungen die frühere Aussprache feststellen.

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wie die historische Sprachforschung ihr Material herbeischafft. Um aber die vielen Einzelfälle mit Sicherheit kombinieren und eine allmähliche Entwicklung der Sprachformen nachweisen zu können, ist es notwendig zu wissen, wie die Grundbestandteile der Sprache, die Laute, erzeugt und verbunden werden. Die Lehre hiervon ist die Phonetik, die zwar auch auf vielen Gebieten außerhalb der Sprachforschung bedeutsam, jedoch als ein wichtiger Teil der Sprachwissenschaft anzusehen ist. Es würde indessen zu weit führen, hier eine systematische Darstellung derselben zu geben, und es kann dies um so mehr unterlassen werden, als verschiedene treffliche Darstellungen leicht zugänglich sind (z. B. O. Jespersen: „Lehrbuch der Phonetik").

9. Die Untersuchung und Schilderung der Veränderungen, die die deutsche Sprache bis heute erlitten hat, macht die deutsche Sprachgeschichte aus. Daneben finden sich englische Sprachgeschichte, dänische und schwedische usw., und betrachten wir die germanischen Sprachen als eine gesammelte Einheit, so erhalten wir eine allgemeine germanische Sprachgeschichte. Weiter haben wir lateinische und griechische Sprachgeschichte, slawische Sprachgeschichte usw. Der Stoff ist überall ein verschiedener, die Behandlungsweise aber dieselbe, und es hat sich herausgestellt, daß die Entwicklungsgesetze überall dieselben sind. Stellt man also die allgemeinen Ergebnisse zusammen, die beim Studium der einzelnen Sprachen gewonnen sind, so erhält man eine allgemeine Theorie der Sprachgeschichte, die in den letzten Jahrzehnten eifrig gepflegt worden ist, und die mit Namen wie Sprachphilosophie, Sprachpsychologie, Prinzipienlehre benannt wird. Man könnte sie auch allgemeine Sprachbiologie nennen. Zwischen ihr und den speziellen Sprachuntersuchungen auf bestimmten Gebieten findet eine ständige Wechselwirkung statt mit Fortschritten, bald auf der einen, bald auf der anderen Seite.

Die Umgestaltungen, die die Geschichte der Sprachen ausmachen, sind Ergebnisse verschiedener, z. T. recht verwickelter Prozesse, die sich in mannigfacher Weise kreuzen können, so daß eine sprachliche Entwicklung oft eine lange und umständliche Erklärung erheischt. Der Übersicht halber wird es indessen notwendig sein, eine willkürliche Tei-

lung des Stoffes vorzunehmen. Wir werden daher erstens zwischen solchen Veränderungen scheiden, die auf innerhalb der Sprachen wirkende Kräfte zurückgehen, und solchen, die von außen kommen durch Einfluß anderer Sprachen. Die inneren Umgestaltungen sind ferner zweifacher Art, indem sie entweder die Sprachformen oder die mit den Formen verknüpften Bedeutungen betreffen. Endlich empfiehlt es sich, die Veränderungen der einzelnen Wörter und die Veränderungen der Wortverbindungen auseinanderzuhalten.

A. Veränderungen der einzelnen Wörter.

1. Assoziative Bildungen.

10. In verschiedenen deutschen Mundarten heißt es nicht gegen, neben, zwischen, sondern geger, neber, zwischer. Diese Formen lassen sich nur durch Einwirkung von anderen Präpositionen erklären, die den Ausgang -er haben, wie über, unter, hinter, außer, d. h. diese Wörter haben sich bei der Aussprache von gegen usw. unwillkürlich im Bewußtsein der Redenden gemeldet und die Sprachwerkzeuge in andere Bahnen gelenkt. Jedes Wort der Sprache hat in dieser Weise eine größere oder kleinere Zahl von „Nebentönen", die gleichsam mitklingen, sobald das Wort ins Bewußtsein tritt. Es läßt sich dies durch Versuche, wie sie z. B. von A. Thumb gemacht worden sind, direkt nachweisen. Bei fünf von acht Personen rief das Wort „sechs" augenblicklich das Wort „sieben" hervor, während zwei Personen nach etwa vier Sekunden das Wort „Zahl" nannten. Bei den meisten folgten auf „Vater" oder „Schwester" sofort „Mutter" oder „Bruder", und es zeigte sich ebenfalls, daß „groß", „leicht", „alt" sofort „klein", „schwer", „jung" hervorriefen. Alle unsere Vorstellungen sind mit anderen Worten im Bewußtsein in verschiedene Gruppen geordnet, und die Wörter, die die Vorstellungen ausdrücken, dementsprechend in den verschiedensten Weisen miteinander assoziiert. Das Wort „Mann" z. B. assoziiert sich seiner Bedeutung nach mit „Frau" oder „Kind", nach der Art seiner Abwandlung (Mann—Männer) etwa mit „Land—Länder", nach seinen Lauten mit „kann", „wann", „Spann". Daß in dieser Weise der gesamte Sprachstoff, Wörter und Wortformen, mit ihren verschiedenen Verbindungsmöglichkeiten, ihren Akzent- und Betonungsverhältnissen, im Bewußtsein in bestimmten Gruppen aufgespeichert liegt, ist von einschneidender Bedeutung für die Sprache, da die verschiedenen Assoziationen die Norm für die Verwendung des Sprachstoffes abgeben. Wenn ein Kind sprechen lernt, wird zunächst alles, was

es sagt, Wiederholung sein von Wörtern und Sätzen, die es gehört und im Gedächtnis aufbewahrt hat. Bald fängt es aber an, selbständig zu schaffen und nach dem Muster des erworbenen Grundvorrates den Sprachstoff frei zu kombinieren, d. h. neue Formen und Sätze in Übereinstimmung mit den erlernten zu bilden. Wenn die Ergebnisse dieser selbständigen Sprechtätigkeit des Kindes mit den bei den Erwachsenen fest gewordenen Assoziationen im Einklang sind, sagen wir, das Kind spreche richtig; im entgegengesetzten Falle wird es meistens korrigiert. Aber nicht nur bei den Kindern ist die Sprache somit eine schöpferische Wirksamkeit; dasselbe gilt auch von den Erwachsenen. Nur eine Minderzahl ihrer Äußerungen sind Wiederholungen von etwas früher Gelerntem, wie z. B. alle stehenden Redensarten. Soll man etwa die Zahl 3728 als Ordnungszahl verwenden, wird keiner darüber im Zweifel sein, wie die Form zu lauten hat, wenn sie auch vielleicht nie zuvor ausgesprochen worden ist, und sie wird sofort von allen, die sie hören, als richtig anerkannt werden. In genau derselben Weise verfährt man aber tatsächlich auch in bezug auf eine nicht unbeträchtliche Zahl von anderen Wörtern.

11. Die Assoziationen und die darauf beruhenden analogischen Bildungen ermöglichen also zunächst die Erhaltung des herrschenden Sprachsystems. Das Resultat kann nun aber auch ein anderes werden, weil die Assoziationen nicht alle gleich fest sind. Ob ein Kind eine richtige oder eine falsche Form hervorbringt, ist oft ganz zufällig und hängt in jedem Falle davon ab, welche Vorbilder es sich angeeignet hat. Ist sein Vorrat an Zeitwörtern vom Typus reite — ritt dürftig und nicht gut im Gedächtnis gefestigt, wird es, wenn es z. B. streiten im Perfekt verwenden soll, die Form streitete nach Maßgabe der regelmäßigen Zeitwörter bilden; umgekehrt kann es sich aber auch treffen, daß es für gestreift ein gestriffen bildet, weil ihm schleife — geschliffen augenblicklich gegenwärtig ist. Nicht anders verhält es sich indessen mit den Erwachsenen. Wenn sie auch über ein größeres Material verfügen und durch unendliche Wiederholungen der Sprachformen festere Assoziationen als die Kinder besitzen, was man gewöhnlich so ausdrückt, daß sie Sprachgefühl haben, so gibt es doch Fälle genug, wo Anlaß zu Abweichungen von dem bisher Üblichen gegeben wird. Die Wörter und Formen der Sprache sind nicht alle gleich häufig oder gleich regelmäßig. Es geschieht mitunter, daß man sich unsicher fühlt oder geradezu eine Form neu bilden muß, und es kommt dann dabei leicht eine von der früheren abweichende Bildung heraus, wenn man sich nämlich von anderen Assoziationen leiten

läßt. Wenn einer z. B. das Partizip von meiden brauchen soll und nicht gemieden, sondern gemeidet sagt, ist der Vorgang genau derselbe, wie wenn er die Form „der 3728ste" bildet, die richtig ist. Er hat die Ausdrucksmittel der Sprache, in diesem Falle Stamm und Ableitungsendung, kombiniert, und zwar in einer Weise, in der sie massenhaft in der Sprache verbunden erscheinen; er hat nur aus irgendeinem Grunde nicht darauf geachtet, daß meiden mit Zeitwörtern wie bleiben — geblieben usw. eine besondere Gruppe bildet. In beiden Fällen haben wir also Analogiebildungen vor uns; weil aber nur solche analogische Neubildungen für die Veränderung der Sprache wichtig sind, die mit den früher vorhandenen Formen nicht übereinstimmen, hat man sich daran gewöhnt, unter „Analogiebildungen" nur diese zu verstehen, die übrigens früher auch „falsche Analogiebildungen" benannt wurden.

12. Die Assoziationswirksamkeit kann sich nun aber auch in anderer Weise äußern. Handelt es sich in den eben besprochenen Fällen um Neubildungen auf Grundlage einer freien Kombination der sprachlichen Ausdrucksmittel, so haben wir in anderen mit Vermengung von Wörtern und Formen zu tun. Zwei Wörter können, wie schon erwähnt, so stark miteinander assoziiert sein, daß das eine sofort das andere im Bewußtsein hervorruft. Die Sprachorgane erhalten dann gleichsam eine Order von zwei verschiedenen Seiten, und indem sie unwillkürlich beiden zu gehorchen suchen, kommt eine Mischform der zwei Wörter heraus; man will z. B. Mann sagen, die Vorstellung von Mensch taucht plötzlich auf, und man spricht Mansch. Es ist sofort ersichtlich, daß solche Bildungen, was den seelischen Vorgang betrifft, von den analogischen Neubildungen verschieden sind. In der Praxis wird es aber oft schwierig oder geradezu unmöglich sein, zwischen den beiden Vorgängen reinlich zu scheiden; es läßt sich z. B. nicht bestimmt sagen, ob frz. *poilu* für älteres *pelu* in der Weise entstanden ist, daß bei der Aussprache von *pelu* die Vorstellung von *poil* störend eingewirkt hat, oder ob *poilu* eine neugebildete Ableitung von *poil* ist nach dem Muster anderer Ableitungen auf *-u*. Wo in der Weise verwandte Wörter und Formen einander ähnlich gemacht werden, spricht man gern von „Angleichung" oder „Anpassung", ohne auf die Entstehungsweise besonderes Gewicht zu legen. Es ist auch möglich, daß eine Form auf beide Weisen gleichzeitig gebildet werden kann, und daß z. B. das mundartliche er schlagt nicht nur auf Einwirkung seitens schlage, schlagen bei der Aussprache von schlägt beruht, sondern auch darauf, daß man wie in lebe — lebt, fliege — fliegt usw. einfach Stamm und Endung verbindet.

Einen besonderen Fall von Formverschränkung haben wir, wenn z. B. frug für fragte erscheint. Es ist klar, daß sich hier trug eingemischt hat, es ist aber in der Weise geschehen, daß die ganze Abwandlung trage — trug mit der von frage — fragte wegen der Ähnlichkeit zwischen frage und trage verwechselt worden ist. In solchen Fällen kann man von Proportionsbildungen sprechen: wie trage — trug, so auch frage — frug.

13. Alle die erwähnten Vorgänge spielen im Leben der Sprache eine höchst bedeutsame Rolle und schaffen fortwährend Neubildungen der verschiedensten Art. Die vorkommenden Fälle kann man etwa nach den Veranlassungen ihrer Entstehung einteilen; wir erhalten dann 1. Neubildungen, die wesentlich auf Übereinstimmung in der Bedeutung beruhen, 2. Neubildungen wegen Übereinstimmung in der grammatischen Funktion, 3. Neubildungen, die ihren Grund in zufälligen lautlichen Übereinstimmungen haben.

14. Die Übereinstimmung in der Bedeutung wird natürlich dann am stärksten wirken, wenn sie vollständig ist, d. h. wenn zwei Wörter verschiedene Bezeichnungen für denselben Begriff sind. Solche Wörter werden sich leicht gegenseitig beeinflussen, und in der alltäglichen Rede hört man nicht selten Formen wie das eben genannte Mansch oder Absatz für Absicht oder Vorsatz, bast für beinahe oder fast, engl. *preet* für *pretty* oder *sweet, begincement* für *beginning* oder *commencement.* Man nennt gewöhnlich solche Bildungen Kontaminationsformen. Meistens wird mit dem einen Worte begonnen und mit dem Ausgang des anderen fortgesetzt; seltener wird zum ersten Worte zurückgekehrt wie in Abschnatt für Abschnitt mit Einwirkung von *a* in Absatz. Sehr viele Kontaminationsbildungen gelangen nicht zu allgemeiner Geltung, einige setzen sich aber in der Sprache fest. Recht verbreitet ist so anbetreffen aus anbelangen und betreffen, Sprachgebrauch ist doppelt aus doppel und gedoppelt, im Französischen *meugler* aus *mugir* und *beugler.* Es kommt auch vor, daß die sich kreuzenden Wörter verschiedenen Sprachen angehören; frz. *orteil* „große Zehe" ist aus gall. *ordiga* und lat. *articulus* entstanden, *craindre* aus gall. *cretno-* und lat. *tremere.*

15. Nicht nur gleichbedeutende Wörter beeinflussen sich gegenseitig, sondern überhaupt Wörter, die in einem konstanten Bedeutungsverhältnis zueinander stehen, vor allem solche, die Gegensätze bezeichnen. Es heißt Nachts mit *-s* nach Tags wie im Französischen *le minuit* trotz *la nuit* wegen *le midi.* Altengl. *nāðer* sollte eigentlich *nother* geben, ist aber unter Einfluß von *either* zu *neither* geworden. Der Gegen-

satz zu *la Suisse allemande* ist *la Suisse romande* (nicht *romane*). Das lateinische *reddere* „zurückgeben" hat sich nach *prendere* „nehmen" gerichtet und ist im Romanischen zu *rendere* (frz. *rendre*) geworden; im Lateinischen heißt es ferner *grossus* „dick", *crassus* „fett", im Italienischen aber *grosso* und *grasso*, frz. *gros* und *gras*.

Analogische Neubildung bei entgegengesetzten Begriffen ist z. B. Großsohn, dem Großvater entsprechend, engl. *grandson* und *granddaughter*. Mitunter wird ein Gegensatz geschaffen, wo kein realer Begriff vorhanden ist; so haben die alten Griechen dem Prometheus „der im voraus Bedachtsame" einen Bruder Epimetheus „der nachher Bedachtsame" gegeben.

16. In derselben Weise verhält es sich mit Wörtern, die oft paarweise oder in Reihen vorkommen. Doch muß man auch mit der Möglichkeit rechnen, daß der Vorgang ein anderer sein kann. Wenn vielfach ölf für elf gesprochen wird, hat das Wort sich augenscheinlich nach zwölf gerichtet, wahrscheinlich aber in der Weise, daß man von Haus aus beim Zählen den Vokal in zwölf vorausgenommen hat, wie es nicht selten geschieht, daß Wissenschaft zu Wischenschaft wird, indem das *sch* gleich bei der Aussprache der ersten Silbe dem Sprechenden vorschwebt; umgekehrt wäre das *o* in span. *cinco* „fünf" durch Nachklang des *o* in *cuatro* „vier" zu erklären (vgl. it. *quattro* — *cinque*). Dieselbe Auffassung kann auch für einige der im vorhergehenden Abschnitte genannten Beispiele geltend gemacht werden. Wenn aber in alter Zeit Oktember für Oktober vorkommt, genügt es anzunehmen, daß September, November, Dezember vorgeschwebt haben, ohne daß gerade Aufzählen oder paarweise Nennung der Monatsnamen mit im Spiele gewesen ist, und endlich können die beiden Vorgänge wohl manchmal gleichzeitig wirken. Weitere Beispiele solcher Angleichungen sind it. *dieci* „zehn" mit *-i* nach *venti* „zwanzig" (vgl. rum. *zece*), deutsch Auge, slaw. *oko* und lat. *oculus* gegenüber, mit *au* nach urgerm. *ausōn-* „Ohr" (lat. *auris*).

Neugeschaffene Formen sind z. B. frz. *trisser* „nochmals Dakapo verlangen" nach *bisser* aus lat. *bis* „zweimal" („dreimal" heißt lat. *ter*), *sextuor* „Sextett" nach *quatuor* „Quartett", it. *trio* nach *duo*.

17. In den eben erwähnten Fällen konnte mehrfach außer der Bedeutungsverwandtschaft auch eine gewisse Ähnlichkeit der Formen wahrgenommen werden, die die Beeinflussung begünstigt haben mag. Ein solches Zusammentreffen von Bedeutungs- und Formähnlichkeit findet sich vor allem in den Gruppen, die von den verschiedenen Beugungsformen der Sprache gebildet werden, z. B. die Kasusformen eines Wortes,

die Zeitformen eines Zeitwortes, usw. Die assoziativen Umbildungen treten denn auch auf diesen Gebieten massenhaft auf.

Umgelautete Präsensformen waren früher viel häufiger als heute; man sagte z. B. komme — kömmt, pflege — pfliegt, schere — schiert, wo jetzt die nichtumgelauteten Formen dieser und anderer Zeitwörter ausgleichend eingewirkt haben. Die Mundarten gehen z. T. noch weiter und bieten Fälle wie fahrt, schlagt, brecht. Wo das Umgekehrte stattgefunden hat, liegt wohl immer Proportionsbildung nach einem bestimmten einzelnen Muster vor wie mundartlich fasse — fäßt nachlasse — läßt u. dgl. Im Vulgärenglischen tritt für *he does* die Form *he do* ein, im Vulgärfranzösischen *je vas* für *je vais* nach *tu vas, il va*. Es hieß früher starb — sturben, half — hulfen, heute ist dieser sogenannte Ablaut überall außer in ward neben wurde verschwunden, weil er in sehr vielen Zeitwörtern von Haus aus fehlt. In der unregelmäßigen französischen Beugung *donnâmes, donnâtes, donnèrent* ist mundartlich *donnarent* eingetreten, weil die anderen Perfekttypen keinen Vokalwechsel in der 3. Person Mehrzahl kennen.

Auch die Gesamtheit der Formen eines Zeitwortes bildet ein abgeschlossenes System, und wo hier in irgendwelcher Weise Unregelmäßigkeiten entstanden sind, wird oft die Assoziationswirksamkeit die Regelmäßigkeit wiederherstellen. Während es im Althochdeutschen *slahan — sluoh — sluogum — gislagan* hieß, endet der Stamm dieses Zeitwortes heute überall auf *-g*, und verliesen, ahd. *firliosan*, ist zu verlieren geworden nach verloren (Part. und Perf. Mehrzahl), friesen, ahd. *friosan*, (vgl. Fros-t) zu frieren nach gefroren und Perf. Mehrzahl froren. Im Altfranzösischen flektierte man *amer — aime — amons, trouver — treuve — trouvons*, heute aber lauten die Stämme durchweg bzw. *aim-* und *trouv-*. In anderen Fällen beeinflussen sich nur einzelne Formen des Zeitwortes, so im Germanischen häufig das Perfekt und das Partizip des Perfekts; im Englischen ist *spoke, got* an Stelle des ursprünglichen *spake, gat* getreten wegen *spoken, got* im Partizip, und in der Vulgärsprache hat man sogar *I seen, I done* für *I saw, I did*. Wenn der alte Wechsel beiß — bissen, reit — ritten so ausgeglichen worden ist, daß der Vokal der Mehrzahl verallgemeinert wurde, während das Umgekehrte bei starb — sturben eingetreten ist, so sind die Partizipien gebissen, geritten mitbestimmend gewesen; die Mundarten kennen ferner Formen wie er fund, er trunk usw.

18. Auch die Beugungen der Hauptwörter und Eigenschaftswörter bieten eine Fülle von Formausgleichungen dar. In den Mundarten kommen Einzahlsformen wie der Äppel, der Brüder, die Töchter,

der Nähl (Nagel) vor, wo also der Unterschied im Stamm zwischen Einzahl und Mehrzahl aufgehoben worden ist; die nordischen Sprachen weisen viele entsprechende Entwicklungen auf, z. B. dän. *sön* — *sönner* aus altn. *sonr* — *synir* (deutsch Sohn — Söhne). Französische Wörter auf *-l* haben frühzeitig diesen Laut in der Mehrzahl vor *-s* in *u* geändert wie noch heute in *cheval* — *chevaux*; später ist aber in einer Reihe von Wörtern die ursprüngliche Gleichheit des Stammes in den beiden Zahlen wiederhergestellt worden: es heißt jetzt *bal* — *bals* für älteres *bal* — *baux*, ebenso *hôtels, rossignols*, wo früher *hosteux, rossignoux* gesprochen wurde; umgekehrt ist zu *sous* ein *sou* an Stelle von *sol* gebildet worden. Wie hoch — höher flektierte man auch rauch — rauher (vgl. Rauchwerk), jetzt aber rauh — rauher; mundartlich kommt höcher für höher nach hoch vor. Analogische Neubildungen von ganzen Wörtern sind gerner für lieber, gutest für best, die in der Volkssprache verschiedentlich vorkommen.

19. Endlich bilden auch Stammwörter und ihre Ableitungen feste Bedeutungsgruppen, innerhalb deren Ausgleichungen fortwährend eintreten. Das Adjektiv zu Leder hieß früher *liderīn*, heute aber ledern, wie golden an Stelle von mhd. *guldīn*, und vergolden an Stelle von vergülden getreten sind; im Altenglischen hatte man neben *kombe* „Kamm" *kembe(n)* „kämmen", jetzt *comb* in beiden Fällen, wie *hunger* als Substantiv und Verb im Altenglischen in bzw. *hungor* und *hyngran* geschieden erscheint. Das umgekehrte Verhältnis, daß der Vokal der Ableitung für die Ausgleichung maßgebend ist, sehen wir z. B. in engl. *kiss*, dän. *kys* „Kuß", wo die ursprüngliche Form, altengl. *coss*, altn. *koss*, nach dem Zeitworte altengl. *cyssan*, altn. *kyssa* umgebildet worden ist. Wie oben erwähnt, kann es oft schwierig sein zu entscheiden, ob Ausgleichung oder Neuableitung stattgefunden hat, ob z. B. frz. *croyance* für *creance* aus der letzteren Form durch Einmischung von *croire* entstanden oder eine spätere Ableitung davon ist; vgl. auch *fiévreux* für älteres *fevreux*, *fierté* für *ferté*, usw. Daß aber z. B. *aciérer* „stählen" direkt von *acier* abgeleitet und nicht etwa aus *acérer* umgebildet ist, zeigt die Bedeutung dieses Wortes, die „schärfen, spitzen" ist.

20. Wir haben jetzt gesehen, wie die Assoziationsbildungen auf Formen, die ihrer Bedeutung nach zusammengehören, umformend einwirken. Psychologisch denselben Vorgang haben wir, wenn die Wörter sich nach ihrer gemeinsamen Funktion im Satze assoziieren, wenn also eine Genitivform andere Genitivformen, eine Tempusform andere Tempusformen im Bewußtsein hervorruft. Das Ergebnis wird aber ein anderes, nämlich eine Angleichung zwischen den Wortteilen, die die ge-

meinsame Funktion bezeichnen. Es läßt sich mit andern Worten eine unbewußte Tendenz beobachten, derselben Funktion denselben lautlichen Ausdruck zu geben.

Sämtliche Zeitwörter haben die gemeinsame Aufgabe, die sogenannte Aussage zu bilden, lösen aber nicht alle diese Aufgabe in derselben Weise. Geben bezeichnet die Vergangenheit mittelst der Form gab, leben hingegen mittelst der Form lebte: hier eine Endung, dort keine Endung, sondern Vokaländerung. Die beiden Bezeichnungsweisen beeinflussen sich seit alters her, meist aber so, daß die Beugung mittelst Endsilben allmählich als die lebende und regelmäßige gefühlt worden ist, weshalb viele sogenannte „starke" Zeitwörter im Laufe der Zeit diese Beugungsweise angenommen haben. Solche sind z. B. falten, spannen, bellen, kauen usw., während in anderen Fällen der Sprachgebrauch noch schwankend ist, wie mit Bezug auf pflog oder pflegte, buk und backte. Die Volkssprache ist in dieser Beziehung wie in anderen fortgeschrittener und weist Fälle wie schreite, rufte, biegte usw. auf. Entsprechend verfahren die übrigen germanischen Sprachen; im Englischen sind *sowed* und *glowed* für *sew* und *glew* jetzt allgemein anerkannt, *knowed* und *growed* für *knew* und *grew* in der Volkssprache vorhanden. Es kommt zwar vor, daß gewisse Zeitwörter den umgekehrten Weg einschlagen, so im Deutschen weisen, gleichen u. a., es handelt sich aber in solchen Fällen um Proportionsbildungen nach ganz bestimmten Vorlagen wie frage — frug nach trage — trug, kaufe — kief nach laufe — lief, fasse — fieß nach lasse — ließ, die alle mundartlich vorkommen; so auch im Englischen *dig — dug* nach *stick — stuck*.

21. Auch Personenendungen wirken aufeinander ein. Heute wird die zweite Person Einzahl überall mittelst *-st* (*-est*) gebildet, von Haus aus ist aber diese Endung nur in ganz vereinzelten Fällen vorhanden, so du weißt (altn. *veizt*). Im Präsens war die Endung *-s*: ahd. *gibis*; Verbindungen wie *gibis du* (*þu*) oder *gibis tu* wurden indessen als *gibist du* aufgefaßt, weil weißt du und weißtu nebeneinander standen, und die so entstandene Endung *-st* wurde zuerst im Präsens verallgemeinert, später auch auf das Perfekt übertragen, wo ursprünglich andere Endungen gebraucht wurden. In einigen Mundarten wird das *-t* der dritten Person (gib-t usw.) auch bei Zeitwörtern wie wissen, müssen verwendet: er mußt, weißt. Im Italienischen endete die erste Person des Imperfekts früher auf *-a* (*cantava, sentiva, vendeva*), heute endet sie auf *-o* wie die erste Person des Präsens; maßgebend war hier der Umstand, daß die zweite und dritte Person

der beiden Zeiten in den Zeitwörtern auf *-are* denselben Ausgang haben: Präs. *canti, canta,* Imperf. *cantavi, cantava,* darum auch *cantavo* statt *cantava* und später darnach *sentivo, vendevo.*

22. Weitere Fälle können wir in der Flexion der Hauptwörter beobachten. In verschiedenen Mundarten Oberdeutschlands kommen Mehrzahlsformen wie Wägen, Brünnen, Wässer vor, indem der Umlaut als mehrzahlbildendes Element den Redenden vorgeschwebt hat. Die Endung *-er* in der Mehrzahl hat sich seit althochdeutscher Zeit bedeutend verbreitet und wird in den Mundarten in weit ausgedehnterem Maße als in der Schriftsprache verwendet; auch im Dänischen hat sie vielfach andere Endungen verdrängt und ist die geeignetste Endung in neuen Wörtern. Im Englischen ist *-s* in entsprechender Weise zu fast alleiniger Herrschaft gelangt, indem es entweder an alte Formen wie *gēr* getreten ist: *years,* oder indem eine neue Mehrzahl auf *-s* gebildet worden ist, wie z. B. *cows* für altes *cȳ, books* für altes *bēc.* Im Englischen wie im Skandinavischen ist ferner *-s* allgemeine Endung des Genitivs geworden, während das Altenglische und Altnordische es ungefähr wie heute das Deutsche verwendete; auch im Deutschen hat jedoch das Genitiv-*s* sein Gebiet erweitert: Vaters hieß noch mhd. *vater,* wie auch die *n*-Stämme in einigen Fällen *-s* angenommen haben: Namens, Glaubens usw.; vgl. auch im Femininum Bertas, Else(n)s und Mutters Geburtstag wie Vaters Geburtstag. — Auch viele Adverbien haben ein *-s* von anderen Adverbien bekommen, so vollends, jenseits, allerdings nach Fällen wie falls, rings, rechts, die ursprünglich Genitive sind. Das Französische kennt ebenfalls ein „adverbielles" *-s,* das von altererbten Formen wie *jadis* (aus lat. *jam habet dies* „es sind schon Tage her") auf *encores,* das früher neben *encore* stand, und andere Adverbien übertragen wurde; Entsprechendes findet sich im Provenzalischen und Spanischen. Die Gleichheit in der Funktion zwischen Interjektionen und Imperativen hat in verschiedenen Sprachen dazu geführt, daß die ersteren mit Personalendungen versehen werden können, z. B. russisch *polno!* „(es ist) genug!" wird zu *polnote!,* wenn es zu mehreren gesagt wird.

23. Angleichung auf Grund zufälliger Lautähnlichkeit ist die am seltensten vorkommende Art. Gewöhnlich findet sie zwischen Wörtern statt, die derselben grammatischen Kategorie angehören, wie frage — frug nach trage — trug (weitere Beispiele oben § 20 Schluß). Wenn frz. *cassonade* „Farinzucker" im 17. Jahrhundert wie noch jetzt volkstümlich *castonade* gesprochen wurde, so kann nur Anklang an das völlig unverwandte *bastonnade* dafür verantwortlich gemacht werden,

wie *semouille* für *semoule* dem Einfluß der Wörter auf *-ouille* zu verdanken ist. Das Wort „Karaffe" ist im Dänischen zu *karaffel* geworden und hat denselben Ausgang erhalten wie *vaffel, taffel, gaffel* „Gabel". Es kommt aber auch vor, daß sich Wörter verschiedener Kategorien beeinflussen. Im Schwedischen hat man neben *farväl* „lebe wohl!" (eigtl. „fahre wohl!") auch *fadervül*, weil das Wort „Vater" die Formen *far* und *fader* hat, und das Altprovenzalische hatte neben *fo* „er war" (aus lat. *fuit*) auch *fon* in derselben Weise, wie *bon, sazon* neben *bo* „gut", *sazo* „Jahreszeit" standen. Wenn im Englischen häufig ein *-r* eingeschoben wird in Fällen wie *an idea-r of mine, a drama-r of Ibsen*, beruht dies darauf, daß Wörter auf *-r* diesen Laut nur vor Vokalen hören lassen: *you hear it* [ju hiər it], aber *you hear me* [ju hiə mi·], und daß dieser Wechsel auf Fälle übertragen wird, wo kein *-r* vorhanden ist. Dasselbe kommt in deutschen Mundarten vor. In ähnlicher Weise ist der im Vulgärfranzösischen häufige Einschub von *-s* (*j'ai-s été*) eine Verallgemeinerung der bekannten „Bindung" von *-s*, wo dieses vor einem Vokale steht.

24. Eine zufällige Lautähnlichkeit liegt auch denjenigen Umgestaltungen zugrunde, die man „Volksetymologien" zu nennen pflegt, und die darin bestehen, daß ein meistens unverstandenes Wort nach seinem Anklang an irgendein bekanntes Wort umgedeutet wird. Vor allem sind es Fremdwörter, die in dieser Weise in eine äußerliche Übereinstimmung mit dem einheimischen Sprachstoffe gebracht werden; aber auch viele einheimische Wörter werden im Laufe der Zeit unverständlich oder undeutlich, was wir z. B. auf dem Gebiete der Ortsnamen beobachten können (vgl. die § 4 genannten Beispiele). Solange eine Gans französisch *oue* genannt wurde, war ein Straßenname wie *rue aux Oues* verständlich, nicht aber mehr, nachdem *oie* das übliche Wort geworden war, und damit war der Weg angebahnt für die Umbildung in *rue aux Ours*. Einen typischen Fall haben wir im Worte Ackermennig, auch Ackermännchen, Odermennig genannt; es ist eine Umbildung vom lat. *agrimonia*, das seinerseits vom griech. *argĕmonē* stammt und somit nichts mit „Acker", lat. *ager*, zu tun hat; französisch wird die Pflanze wiederum *aigremoine* („saurer Mönch") genannt, dänisch aber *agermaane* „Ackermond". Einen Sinn geben diese Umbildungen nicht, das Wort erhält aber ein einheimisches Aussehen, und das ist die Hauptsache. Das Volk sucht in fremden Sprachen immer die eigene Sprache herauszuhören; *unguentum Neapolitanum* „neapolitanische Salbe" wird daher zu umg'wendter Napoleon, und zahlreiche andere Arzneinamen werden in ähnlicher Weise umgedeutet.

Umbildung eines einheimischen Wortes haben wir z. B. in Hebamme für altes *hevianna* „die hebende", die das neugeborene Kind aufnimmt. in Maulwurf für *moltwerf* „Erdwerfer", in Ekelname für nd. *ökelname* zu *oken* „vermehren" (dän. *øgenavn*, schwed. *öknamn*) und zahlreichen anderen Fällen. Überhaupt spielt sie bei der Veränderung der Sprache eine nicht unbedeutende Rolle; der Name „Volksetymologie" ist durchaus unzutreffend, denn es handelt sich um kein bewußtes Streben, die Bedeutung ausfindig zu machen, und die Erscheinung ist nicht speziell volkstümlich. Der Vorgang ist der nämliche wie bei den oben (§ 14) erwähnten Kontaminationsbildungen, nur daß hier lautähnliche, dort aber bedeutungsähnliche Wörter eingewirkt haben. Die Grenze kann manchmal fließend sein.

25. Natürlich kann es aber vorkommen, daß ein Wort bewußt umgebildet wird, indem man willkürlich Lautassoziationen aufsucht. Der Volkswitz macht z. B. radikal zu rattekahl, engl. *sodawater* zu *sober water*, frz. *tramway* zu *traîne-moi.* Oft werden Eigennamen an Stelle von Wörtern ähnlichen Klanges gesetzt, z. B. Lappländer für „zerlumpter Mensch", frz. *Nicodème* für *nigaud*. Ähnlich sagt man von Greifswald sein für „diebisch", frz. *venir de Cracovie* für „aufschneiden" (*craquer*), häufig mit erfundenen Ortsnamen wie „nach Ruhland, Federhausen gehen". Bewußte Entstellung tritt auch dann ein, wenn es sich um Wörter handelt, die man sich auszusprechen sträubt, so in Schwüren Potz für Gottes, holl. *pot vol blommen* für *God verdomme*, frz. *morbleu* für *mort (de) Dieu* und in vielen ähnlichen Fällen.

26. Wie wir im vorhergehenden gesehen haben, beruhen viele assoziative Umbildungen darauf, daß Sprachelemente anders als bisher üblich verbunden werden, z. B. -te nicht nur mit dem Stamm von legen zu legte, sondern auch mit dem Stamm von pflegen zu pflegte an Stelle von pflog. Es gibt eine ganze Menge solcher losen Sprachelemente, die in jedem Falle vom Sprachgefühl richtig ausgeschieden werden. Mitunter geschieht es aber, daß die Assoziation die Sprechenden dazu verleitet, auch solche Wortteile als lose Sprachelemente anzusehen, die es in der Tat nicht sind. Altengl. *pese* „Erbse" sollte eigtl. *pease* werden, nach dem Verstummen des *-e* ist das Wort aber mit Formen wie *trees*, *boys* usw. assoziiert worden, und weil hier *-s* ein loses Sprachelement ist, das die Mehrzahl bezeichnet, ist es auch in *pease* als solches aufgefaßt worden; um die Einzahl zu erhalten, hat man es dann abgeworfen, und das Wort lautet heute *pea*. Ebenso verhält es sich mit *marquee* aus frz. *marquise* und in der Vulgärsprache mit *chay*, *shay*

aus frz. *chaise*. In *alms* „Almosen" und *riches* (aus frz. *richesse*) ist das *-s* zwar nicht abgezogen werden, diese ursprünglichen Einzahlsformen sind aber jetzt Mehrzahl. Im Altspanischen wurde dementsprechend *pechos* „Brust" aus lat. *pectus* als Mehrzahl aufgefaßt, und später ist die Einzahl *pecho* durch Weglassung des *-s* entstanden.

27. Ist in solchen Fällen ein Wortausgang mißverstanden worden, so gibt es andere, wo der Anlaut eines Wortes entsprechend geändert wird. Das englische *prentice* ist aus *apprentice* (aus altfrz. *apprentis*) in der Weise entstanden, daß dieses als *a prentice* gefaßt worden ist, wie *anatomy* als *an atomy* die heute vulgäre Form *atomy* ergeben hat. Das persische Wort *lazvard* ist im Romanischen als *l'azur* verstanden worden und das *l* als vermeintlicher Artikel weggelassen, wenn das Wort unbestimmt stand. Das russische *bumažnik* „Brieftasche" ist ins Kumykische als *mažnik* übergegangen, weil *bu-* mit türk. *bu* „dieser" identifiziert wurde. Der italienische Ortsname *Teramo* hieß früher *Interamo*, was als *in Teramo* gefaßt wurde. Im Schweizerdeutsch kommt die Akonissin für Diakonissin vor. In anderen Fällen geschieht die Umbildung infolge fester Verbindungen mit anderen Wörtern. Engl. *apron* aus frz. *napperon* beruht auf *a napron*, das in *an apron* aufgelöst worden ist; auf demselben Wege ist *nadder* zu *adder* geworden. So auch in deutschen Mundarten Est für Nest wegen falscher Trennung von ein Nest u. ä., Apoleon für Napoleon, weil es den Napoleon heißt, Ortschwaben für Nordschwaben wegen in, von, gen N. Er hat geseit, daß . . . wird im Schweizerdeutsch in geseit aß aufgelöst, weil *t* und *d* nur einen Laut bilden, und aß für daß dann auch sonst gebraucht; so wird auch das dänische *at* „daß" für altes *that* entstanden sein. Im Vulgärfranzösischen wird *l'appendicite, l'acétylène* zu *la pendicite, la cétylène* wie in alter Zeit *l'Aguyenne* (aus *Aquitania*) zu *la Guyenne*, dem it. *la Puglia* aus *l'Apuglia* entsprechend, geworden ist.

Die Beispiele zeigen, daß durch diesen Vorgang, den man mit Otto Jespersen Subtraktion nennen kann, die Wörter gekürzt werden. Es kommt jedoch auch vor, daß sie durch falsche Trennung einen Zuwachs erhalten; gebet ihr wird in einigen Mundarten so aufgelöst, daß das Pronomen die Form dir erhält, wie im Isländischen *þér* für *ér* in genau derselben Weise erscheint.

28. Auch die Gestalt vieler Endungen wird durch diesen Vorgang beeinflußt. Aus holländischen Diminutiven wie *hondje, hontje* „Hündchen" ist eine Diminutivendung *-tje* statt *-je* subtrahiert worden, die dann in Wörtern wie *beentje, koetje, uurtje* gebraucht wird. Die En-

dungen -ler in Tischler usw., -ner in Blechner usw. stammen von solchen Verbindungen, wo der Stamm auf *l* oder *n* endet (Gürtler, Wagner). Aus altem *stætecheit* entstand *stætekeit*, wo *-keit* als Endung gefaßt und dann zu Bildungen wie Wahrhaftigkeit gebraucht wurde; indem aber dieses Wort nicht zu wahrhaftig, sondern zu wahrhaft in Beziehung gesetzt wurde, entstand die Endung -igkeit, die nun fortan in Festigkeit, Kleinigkeit auftritt. Auch das Französische kennt viele derartige Erscheinungen. Zu *tabac* bildet man jetzt *tabatière* und nicht wie früher *tabaquière*, indem die Endung *-tière* für *-ière* von Wörtern wie *chocolatière* subtrahiert worden ist. Die Endung *-ie* (*maladie*) ist durch falsche Abtrennung in *chevaler-ie, boulanger-ie* usw. zu *-erie* geworden, das jetzt allein neue Ableitungen bildet (*gaminerie*); die Endung ist ins Deutsche als -erei entlehnt und bildet Ableitungen wie Lauferei, Tanzerei; daß hier nicht das alte -ei (aus frz. *-ie*) an Wörter auf -er gefügt vorliegt, geht daraus hervor, daß es nicht Läuferei, Tänzerei heißt.

29. Endlich ist auch die Bedeutung dieses Vorgangs für die Wortbildung zu erwähnen. Im Altenglischen war *sidelinge* = mod. *sideways* ein Adverb, wie deutsch rücklings gebildet. In Fällen wie *he walks sideling* faßte man aber später *-ing* als die gewöhnliche Verbalendung, und so geschah es, daß ein Zeitwort *to sidle* geschaffen wurde. Auf dieselbe Weise ist das Zeitwort *to grovel* aus dem Adverb *groveling* = *grovellingly* entstanden. Frz. *somnolent* aus lat. *somnolentus* klingt wie ein Partizip auf *-ant*; der Stamm ist daher als ein Verbalstamm angesehen worden, und das Französische hat heute ein Zeitwort *somnoler*; in derselben Weise ist aus *indifférent* ein *indifférer* entstanden (*ça m'indiffère*). Wenn im Englischen häufig Verbalbildungen wie *to housekeep, to thought-read* vorkommen, sind sie in der Weise entstanden, daß in den Zusammensetzungen *housekeeper, thought-reader* (oder *thought-reading*) die Endung *-er* (*-ing*) subtrahiert worden ist, weil ja sonst in zahllosen Fällen Wörter mittelst *-er* von Verbalstämmen abgeleitet erscheinen. Überhaupt kommen solche Rückbildungen, wie man sie oft nennt, in den verschiedenen Sprachen sehr häufig vor. Weil z. B. Wandel und wandeln nebeneinander stehen, ist in handeln, Ableitung von Hand mittelst -eln, das -n als loses Sprachelement angesehen worden, nach Abzug dessen das Wort Handel entstanden ist; so auch Geiz, Sitz, Druck und viele andere Hauptwörter, von Eigenschaftswörtern z. B. wach aus wachen nach siech — siechen u. ä. Von romanischen Beispielen können genannt werden it. *compra* „Kauf" zu *comprare, chiama* „Ruf" zu *chiamare, carico* „Last" zu *caricare* nach

Maßgabe von *canto* „Gesang" — *cantare* aus lat. *cantus* — *cantare*, frz. *relief* zu *relever* (mit Lautveränderung nach altfranzösischer Regel), *demande* zu *demander*. Von *pugnus* „Faust" bildete das Lateinische *pugnare* „kämpfen", woraus *pugna* „Kampf" rückgebildet wurde.

2. Lautwandel.

30. Wir haben jetzt gesehen, wie die Wortformen durch Vorgänge umgestaltet werden, die alle ihren Grund darin haben, daß der Sprachstoff in bestimmte Assoziationsgruppen verteilt ist. Hiervon verschieden sind die Änderungen der einzelnen Laute, insofern die Gruppenbildung bei ihnen nicht die treibende Kraft ist. Wenn z. B. *t* zu *ts* geworden ist in Zeit aus ahd. *tīd*, ist dieselbe Veränderung auch in Zaun aus ahd. *tūn* eingetreten, in ziehen aus ahd. *tiuhan*, in zehn aus ahd. *tehan*, in lassen aus *lāzen* aus ahd. *latan*, kurz überall, wo *t* früher vorhanden war. Und während die assoziativen Bildungen meistens die Wirkung hatten, daß zusammengehörende Formen sich näherten, wird durch den Lautwandel sehr oft Zusammengehörendes getrennt. Nicht nur werden z. B. die Mehrzahlsformen von den Einzahlsformen durch den Umlaut entfernt in Fällen wie Lamm — Lämmer aus ursprünglichem *lamb* — *lambir*, sondern bisweilen auch die einzelnen Kasusformen; die Katze heißt altn. *kǫttr*, im Genitiv aber *kattar*, im Dativ *ketti*. In einigen deutschen Mundarten heißt der Bach im Genitiv des Paches, indem das *b* vom *s* zu *p* geändert wird; im Sardischen sagt man zwar *sas cosas* „die Sachen", aber *una gosa* „eine Sache". Analogiebildung und Lautwandel stehen somit gewissermaßen einander gegenüber. Die Sache darf jedoch nicht so aufgefaßt werden, daß wir es im letzteren Falle mit rein mechanischen Vorgängen zu tun hätten ohne Einmischung der psychologischen Faktoren, die dort wirksam sind. Man hat mehr und mehr erkannt, daß sie auch am Lautwandel mehrfach beteiligt sind, und daß zwischen diesem und den assoziativen Veränderungen nur ein Gradunterschied, kein Wesensunterschied besteht.

31. Die Lautänderungen gehen oft in der Weise vor sich, daß Laute, die nebeneinander stehen, aufeinander einwirken, indem die Sprechwerkzeuge unwillkürlich danach streben, die betreffenden Laute soweit wie möglich an derselben Stelle oder wenigstens mit einem möglichst geringen Abstande und einem möglichst geringen Komplex von Artikulationen hervorzubringen. Es läßt sich z. B. in sehr vielen Sprachen wahrnehmen, daß *i* und *e*, die mit dem Zungenrücken gebildet werden, Zungenspitzlaute zurückziehen, hintere Laute aber nach vorn rücken.

Das *n* in lat. *vinea* war ein Zungenspitzlaut, im it. *vigna* [viɲa] ist es Zungenrückenlaut geworden; der *k*-Laut in lat. *centum* hat sich im it. *cento* [tʃɛnto] in einen vorderen Laut entwickelt. Diese sogenannte Palatalisierung (aus lat. *palatum* „Vordergaumen") ist nur ein einzelner Fall von Assimilation, Ausgleichung zwischen benachbarten Lauten. Wenn nebenbei gewöhnlich [ne·bmbai] gesprochen wird statt [ne·bnbai], ist das *n* zwischen Lippenlauten zu einem Lippenlaut geworden (bleibt aber ein Nasallaut, hat also die Stelle, nicht die Artikulationsweise geändert); in frz. *veuve* aus altfrz. *veve* ist ein Vokal von umgebenden Lippenlauten beeinflußt worden. Im Norddeutschen und Französischen wird *s* zwischen Vokalen von diesen stimmhaft gemacht; auf französischem Boden ist *p* in lat. *sapere* zunächst zu stimmhaftem *b* geworden, dann haben die Vokale als offene Laute den Verschlußlaut zu dem offenen Laut *v* gemacht: *saveir, savoir*. Die Einwirkung braucht aber nicht doppelseitig zu sein; es kann auch ein Laut entweder vom vorhergehenden oder vom nächstfolgenden Laut beeinflußt werden. Beispiele des ersten Falles sind sieben, haben als [zi·bm], [ha·bm] gesprochen oder Lamm aus ursprünglichem *lamb*; das Vorgreifen einer folgenden Artikulation haben wir in empfangen aus entfangen, Imbiß aus Inbiß, [aŋgene·m] aus angenehm. Assimilation findet auch zwischen Lauten statt, die nicht demselben Worte angehören, z. B. mundartlich hilftenn für hilf denn, des Paches für des Baches; in Fällen wie geben wir entsteht durch gegenseitige Beeinflussung von *n* und *w* die Form gebem mir, woraus das vielverbreitete mir, mer für wir.

32. Die Laute wirken indessen auch aufeinander ein, ohne sich direkt zu berühren, indem die Vorstellung eines Lautes sich zu früh melden oder umgekehrt noch beharren kann, wenn die Sprechorgane sich schon zu den nächstfolgenden eingestellt haben. Es zeigt sich dies bei Versprechformen wie Wischenschaft für Wissenschaft, frz. *juchque* für *jusque*, führt aber auch zu bleibenden Ergebnissen wie frz. *chercher* aus altfrz. *cercher* (daraus engl. *to search*), d. Pfriem neben engl. *preen*, dän. *pren*, bayr. Mesmer für Mesner. Dieselbe „Harmonisierung" tritt auch häufig bei Vokalen ein, z. B. it. *uguale* aus *iguale* (frz. *égal*), frz. *carnaval* aus it. *carnevale*, spätlat. *aramen* aus *æramen* und wiederum frz. *airain* aus altfrz. *arain*. Hierher gehört ferner nach einigen der Umlaut: höfisch zu Hof, Mönch aus lat. *monicus* (für *monachus*), wo der Vokal der Stammsilbe einem folgenden *i* angeglichen worden ist. Es geschieht endlich auch, daß durch Harmonisierung neue Laute entstehen, wo vorher keine waren; in Ver-

bindungen wie mundartlich obst du gehst, wennst du willst, daßn sie müssen, it. *eglino amano* sind die Schlußlaute vorausgenommen worden. — Der ganze Vorgang ist, wie man sieht, von dem in § 16 erwähnten nicht wesensverschieden, und wir haben schon hier ein Gebiet, wo es zwischen Assoziationsbildungen und Lautentwicklungen keine scharfe Grenze gibt.

33. In anderen Fällen kann es als eine Schwierigkeit empfunden werden, mehrere gleichartige Laute nacheinander hervorzubringen. Die gegenseitige Beeinflussung der Laute äußert sich dann in der Weise, daß sie sich dissimilieren. Wie in der alltäglichen Rede leicht ein „*à popos* Fritz" statt „*à propos* Fritz" gesprochen wird, so ist fodern neben fordern, span. *propio* aus lat. *proprius* „eigen", it. *propio* neben *proprio* entstanden. Der eine Laut ist hier weggefallen wie auch in König aus Kuning, Vogel aus urgerm. *flugla-*, frz. *faible* aus altfrz. *fleible*. Oft wird er daneben in einen anderen verändert: lat. *peregrinus* „fremd" wird zu *pelegrinus*, woraus Pilgrim, wie Barbier in der Volkssprache zu Balbier, Marmor zu Marmel, span. *marmol*; *l — l* wird dagegen zu *r — l* in Franell aus Flanell. Der keltische Ortsname *Bononia* ist zu frz. *Boulogne*, it. *Bologna* geworden, und aus lat. *venenum* „Gift" wurde altfrz. *velin*, altit. *veleno*. Ist hier *n — n* zu *l — n* geworden, finden wir anderswo *l — l* zu *n — l* umgeformt, z. B. mundartlich knenlich „kleinlich", knöple Dim. zu „klopfen", ferner Fälle wie numpfl aus mumpfl „Mundvoll", frz. *nappe* aus lat. *mappa*. Am seltensten werden die Verschlußlaute dissimiliert, z. B. Kartoffel aus Tartuffel, it. *tartufolo*. Die Dissimilation tritt nicht nur in fertigen Wörtern ein, sondern spielt auch eine Rolle bei der Wortbildung; obwohl -chen die häufigste Diminutivendung ist, heißt es doch Bächlein, Büchlein, weil sonst zwei ich-Laute zusammentreffen würden, und im Lateinischen erscheint die Endung *-alis* regelmäßig als *-aris*, wenn ein *l* vorhergeht, z. B. *militaris*. Da die Dissimilation sehr oft in Lehnwörtern eintritt, ist es möglich, daß manchmal auch Einfluß von einheimischen, geläufigen Lautreihen mit hineinspielt wie bei den volksetymologischen Erscheinungen; altfrz. *coronel* für *colonel* kann z. B. auch an *corone* angelehnt worden sein.

34. Bei weitem nicht alle Lautänderungen lassen sich indessen als gegenseitige Einwirkungen nachweisen. Die Laute ändern sich vielmehr sehr oft anscheinend ganz unabhängig von den Umgebungen. Althochdeutsch *ī* und *ū* sind in allen Stellungen zu bzw. *ei* und *au* geworden; wo das Lateinische und Griechische *p*, *t*, *k* haben, finden wir im Alt-

germanischen regelmäßig bzw. *f*, *th*, *h*, und lat. *ū* erscheint im Französischen immer als [y]. In solchen Fällen spricht man von sogenanntem spontanem Lautwandel, den man gewöhnlich dem bisher erwähnten bedingten entgegenstellt. Es ist indessen nicht ausgeschlossen, daß auch die allgemeinen spontanen Lautveränderungen in ihren Anfängen bedingt sind.

35. Der Lautwandel führt oft zu Lautverlust. Nicht wenige Sprachen weisen heute Wortformen auf, die den älteren gegenüber bedeutend reduziert erscheinen; in Sprachen wie Englisch oder Französisch beruht darauf der Umstand, daß sehr viele Buchstaben der Schrift nicht ausgesprochen werden. Der Schwund der Laute kann durch die Assimilation herbeigeführt werden. Ahd. *lamb* wird zu Lamm, wo *mm* nur ein Laut ist, wie überhaupt gleichartige aufeinanderfolgende Laute oder Lautverbindungen nur einmal gesprochen werden, z. B. Haupteil, festellen für Hauptteil, feststellen; bei dieser sogenannten Haplologie können auch ganze Silben schwinden wie in tragikomisch für tragikokomisch, it. *calendimaggio* für *calende di maggio* (1. Mai-Fest in Florenz), deutsch Elend aus *elilendi* „Ausland, Verbannung", engl. *eighteen* aus *eahtatiene*, frz. *idolâtrie* für *idololâtrie*, was übrigens von einigen als eine Art von Dissimilation aufgefaßt wird. Wenn mehrere Konsonanten zusammentreffen, wird oft der mittlere ausgestoßen, besonders wenn es ein Verschlußlaut ist, so *t* in engl. *castle*, *whistle*, in deutsch Hauptmann; vgl. auch Bistum aus *biscoftuom*. Am häufigsten schwinden die Laute aber dadurch, daß sie in schwachen Silben undeutlich gesprochen werden und deshalb nach und nach verstummen können.

36. Lautwandel und Lautschwund sind im großen ganzen Vorgänge, die sich langsam vollziehen. Sprunghafte Übergänge kommen zwar vor, so bei manchen Assimilationen und Dissimilationen und immer bei der sogenannten Metathese oder Umstellung der Laute (it. dial. *grolia* für *gloria*), es sind aber Ausnahmen dem gesamten Lautwandel gegenüber. Ahd. *wīn* ist nicht auf einmal zu Wein geworden, sondern durch eine lange Reihe von kleinen Übergängen; und es muß so sein, denn eine gewaltsame Änderung der Laute würde in manchen Fällen die Wörter unverständlich machen, während die mikroskopischen Veränderungen, wie man sie genannt hat, meistens gar nicht bemerkt werden. Die Rücksicht auf die Verständlichkeit wirkt also als regulierender Faktor beim Lautwandel wie im ganzen bei allen Sprachveränderungen. Es fragt sich dann, warum sich die Laute überhaupt ändern.

37. Auf diese Frage hat man verschiedene Antworten gegeben, die jedoch mehr auf philosophische Spekulationen als auf eine gründ-

liche Erforschung der Tatsachen gegründet waren. Es ist u. a. eine vielverbreitete Annahme, daß der Lautwandel daher stamme, daß die Sprache fortwährend neuen Geschlechtern überliefert wird, wobei die Kinder nicht imstande sein sollen, die Laute genau zu erlernen. Es ist indessen sehr fraglich, ob diese Auffassung stichhaltig ist, und jedenfalls steht es nach neueren Untersuchungen fest, daß Lautveränderungen auch bei den Erwachsenen eintreten (vgl. unten § 116). Wahrscheinlich tragen mehrere Umstände dazu bei, daß die Aussprache sich von Zeit zu Zeit ändert, eine allseitige Klarlegung dieser Umstände wird aber der Zukunft vorbehalten sein. Eine alte Meinung ist die, daß der Bequemlichkeitstrieb den Lautwandel herbeiführe. Sie ist von vielen Seiten bekämpft worden und gilt heute manchen als ein ganz veralteter Standpunkt; sie kann aber nicht rundweg abgewiesen werden, vielmehr enthält sie eine gute Portion von Wahrheit, wenn man nur nicht alle Lautänderungen damit erklären will. Man hat namentlich den Einwand gemacht, daß sehr oft Lautverbindungen entstehen, die komplizierter und „schwieriger" sind als die früher vorhandenen, z. B. wenn Doppellaute sich aus Einzellauten entwickeln: Wein aus ahd. *wīn*, it. *buono*, span. *bueno* aus lat. *bonus*, oder Konsonanten hinzugefügt werden wie in frz. *chambre* aus lat. *cam(e)ra, trembler* aus *trem(u)lare*, it. dial. *non zolo* für *non solo* wie in deutschen Mundarten Hanz für Hans, span. *menguar* aus *minuare* oder heute mundartlich *güerto* für *huerto* [werto] „Garten". Ein neuer Laut beruht aber nicht immer auf gesteigerter Arbeit der Sprechwerkzeuge; ob man z. B. engl. *emty* oder *empty* spricht, so führen sie genau dieselben Bewegungen aus, im letzteren Falle aber mit einer kleinen Verschiebung des Moments für die Hebung des Gaumensegels. Ferner kann die Entwicklung eines neuen Lautes, selbst wenn sie eine gesteigerte Wirksamkeit der Sprachwerkzeuge bedeutet, sehr wohl augenblicklich als eine Erleichterung gefühlt werden. Und es darf auch nicht vergessen werden, daß leicht und schwierig äußerst relative Begriffe sind. Was einst eine Erleichterung war, kann später als eine Schwierigkeit gefühlt werden, weshalb wir auch in den Sprachen die ungleichartigsten Lautentwicklungen beobachten können.

38. Bisher haben wir die Lautentwicklungen als primär betrachtet, d. h. mit bezug auf ihr Entstehen beim Individuum. Wenn nun aber Lautveränderungen in sehr vielen Fällen bei sämtlichen Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft auftreten, kann man sich zwar vorstellen, daß dieselben primären Veränderungen sich bei allen Individuen vollzogen haben; gewöhnlich wird es sich indessen so verhalten, daß die allge-

meine Verbreitung eines Lautwandels auf sekundärer Entwicklung beruht, d. h. daß Veränderungen, die bei einem oder einzelnen Individuen primär sind, von der großen Mehrzahl der Sprachgenossen nachgeahmt und aufgenommen worden, worüber Näheres unten § 118.

Wenn eine Lautveränderung in einer Sprachgemeinschaft durchgeführt ist, pflegt man von einem Lautgesetze zu sprechen. Es ist z. B. ein Lautgesetz, daß ahd. *ī* zu *ei* [ai] geworden ist, daß ursprüngliches *t* sich im Hochdeutschen zu *z* [ts] entwickelt hat (vgl. die Beispiele im § 30), daß lat. *c* [k] vor *a* im Französischen als *ch* [ʃ] erscheint: *chanter* aus *cantare*, *chien* aus *canis*, *chef* aus *caput*, usw. Die Erforschung der Sprachen hat eine große Menge solcher Lautgesetze aufgedeckt, die jedoch viel besser Lautregeln zu nennen wären. Sie sind nämlich keine Vorschriften, sondern konstatieren, was einst geschehen ist. Die Entwicklung von ahd. *ī* und *ū* zum heutigen *ei* und *au* hat sich innerhalb eines bestimmten Zeitraumes und auf einem bestimmten Gebiete vollzogen, und sie hat nur solche *ī*-Laute umfaßt, die am Beginn dieses Zeitraumes in der Sprache vorhanden waren; später entwickelte *ī*-Laute werden davon gar nicht berührt, und es heißt heute z. B. Biene, Wiese mit langem *ī* aus ursprünglich kurzem *i*. Ob dieser Laut einst auch zu *ei* geändert werden wird, davon können wir nichts wissen. Unmöglich wäre es an sich nicht, sehen wir doch im Englischen, wo ebenfalls altes *ī* zu [ai] geworden ist (*wine* usw.), eine ausgesprochene Neigung, die später entstandenen langen *ī*-Laute zu diphthongieren; Wörter wie *people*, *sea*, *be* werden nicht mit reinem *ī* gesprochen, sondern zeigen den Anfang der Entwicklung, die in *wine*, deutsch Wein längst abgeschlossen ist, ohne in irgendeiner Weise damit zusammenzuhängen.

39. Wollte man in solchen Fällen von Lautregeln sprechen, könnte man den Ausdruck Lautgesetz für gewisse allgemeine Erscheinungen verwenden, die überall ohne Rücksicht auf Zeit und Ort wahrnehmbar sind, obschon „Gesetz" auch hier keine Notwendigkeit, sondern nur eine Gewohnheit ausdrücken würde. Es lassen sich nämlich gewisse Sätze aufstellen, die teils von Lauten im allgemeinen, teils von der Entwicklung gewisser Einzellaute gelten. Wenn an ein Wort neue Silben treten, werden die Laute des Wortes regelmäßig gekürzt, und um so mehr, je mehr Silben hinzukommen; das *a* in *fahlere* ist kürzer als dasjenige in *fahle*, wo es wiederum kürzer ist als in *fahl*; in engl. *build* ist das *l* länger als in *building*. In sehr vielen Sprachen wird ein sog. „mouilliertes" l [ʎ] zu *j*: frz. *meilleur* [mɛjœ·r] hieß früher [mɛʎœ·r], span. *calle* [kaʎe] „Weg" wird oft [kaje] gesprochen, rum. *mie* „tausend" ist aus [miʎe] entstanden, magy. *folyó* „Fluß" heißt

mundartlich *fojó*. Das Umgekehrte findet aber sehr selten und nur in ganz besonderer Weise statt; so konnte es zur Zeit, wo im Französischen [meʎœ·r] die feinere, [mejœ·r] mehr die volkstümliche Form war, vorkommen, daß Leute, die fein sprechen wollten, Wörter wie *citoyen* in *citoilyen* verwandelten, genau wie Süddeutsche, die ī für *ei* sprechen, um sich schriftsprachlich auszudrücken, ihre ī-Laute in *ei* umsetzen müssen und dabei mitunter auch z. B. veil für viel sagen. Es ist ferner ein Gesetz, daß *p* sich zu *f* und weiter zu *h* entwickeln kann — Beispiele lassen sich aus den verschiedensten Sprachen vom Irischen bis zum Japanischen beibringen —, das Umgekehrte wird immer auffallend sein.

40. Die Lautregeln sind also Erfahrungssätze, die angeben, daß ein Laut in einer bestimmten Zeit und auf einem bestimmten Gebiete sich in einer bestimmten Weise entwickelt hat, und zwar nicht in vereinzelten Wörtern, sondern überall, wo die Bedingungen die nämlichen gewesen sind. Die Regelmäßigkeit der Entwicklung, die sie somit bekunden, ist indessen nur in den wenigsten Fällen eine absolute, denn sehr oft erleiden die Regeln gewisse Ausnahmen. Die Regel „ahd. ī wird zu *ei*" stimmt z. B. nicht für die Endung -lich aus ahd. *-līch*. Bei näherem Zusehen ergibt es sich jedoch, daß das ī hier wegen seiner Stellung in schwachtoniger Silbe frühzeitig gekürzt worden ist und deshalb nicht hat zu *ei* werden können, und in ähnlicher Weise sind sehr viele Ausnahmen von den Lautregeln nur Scheinausnahmen, die auf Einwirkung besonderer Verhältnisse beruhen, welche andere Lautregeln bewirken. Wichtig ist überhaupt der Unterschied zwischen starken und schwachen Silben, vgl. z. B. frz. *je dois* — *nous devons* aus lat. *deb-eo* — *deb-emus* oder *me* — *moi* aus lat. *me* in bzw. schwacher und starker Stellung. Die schwachen Silben sind aber von ungleichem Gewicht, was zu weiteren Unterschieden in der Lautentwicklung führen kann. Es heißt im Englischen zwar *condemn* [kəndem] mit [ə] aus *o*, aber *condemnation* [kɔndemneⁱʃn] mit [ɔ], weil die vom Hochton entfernteste Silbe unter den schwachtonigen die relativ stärkste ist, wie auch z. B. in it. *fiorentino* neben *Firenze*. Die lateinischen Formen *hoste-* „Feind" und *hospite-* „Gast" haben sich aus ebendemselben Grunde im Französischen verschieden entwickelt, afrz. *ost* „Heer" und afrz. *oste*, nfrz. *hôte*, wo der relativ stärkere Druck der Endsilbe das -*e* erhalten hat. Aber auch die haupttonigen Silben können ungleichartig sein und z. B. offene Silben sich anders als geschlossene entwickeln, z. B. Heer aus *her*, aber Herzog, Herberge mit Bewahrung des kurzen *e*, frz. *il meurt* aus *morit(ur)*, aber *mort* aus *mortuus*. Das Aufsuchen solcher kreuzenden Faktoren ist nicht immer eine einfache Sache. Oft ist die rechte Erkenntnis mühsam er-

worden, bisweilen aber auch durch genialen Scharfblick eines einzelnen Forschers. Ein Beispiel hiervon ist das sogenannte „Vernersche" Gesetz.

41. Zu den am frühesten erkannten Lautregeln gehört die zuerst von Grimm formulierte Regel von der germanischen Lautverschiebung, infolge der ursprüngliches *p, t, k* im Germanischen als bzw. *f, th, h* erscheinen. Lateinischen Wörtern wie *piscis, pellis, porcus, nepos,* die alle altes *p* haben, entsprechen also auf germanischem Boden Fisch (engl. *fish*, altn. *fiskr*), Fell (altengl. *fell*), Ferk-el (ahd. *farh*, altengl. *fearh*), Neffe (altengl. *nefa*, altn. *nefi*); dem *t* in lat. *tu, tres, toga* entspricht *th* (*þ*) in altn. *þú* (altengl. *þū*), altn. *þrír* (altengl. *þrī*), altn. *þak* (altengl. *þæc*) „Dach" (im Deutschen ist der Laut frühzeitig zu *d* geworden); dem lat. *c* [k] in *caput, collum, cornu* entspricht endlich *h* in Haupt (engl. *head*, altn. *hǫfuð*), Hals (altengl. *heals*, altn. *hals*), Horn (engl. *horn*, altn. *horn*), usw. Übersieht man aber die vorkommenden Fälle, so zeigt es sich, daß die Regel nur für den Anlaut genau stimmt. Den lateinischen Wörtern *pater, mater, frater* gegenüber haben wir im Gotischen *fadar, mōdar* mit *d* und nur *brōþar* mit zu erwartendem *þ*, ein Unterschied, der unter anderen Formen noch heute in Vater, Mutter, Bruder besteht. Ferner haben wir ziehen dem lat. *ducere* entsprechend, aber gezogen mit *g* für zu erwartendes *h* und so in vielen anderen Fällen. Diese Erscheinungen blieben ganz rätselhaft, bis der dänische Sprachforscher Karl Verner den Nachweis lieferte, daß die betreffenden Laute in solchen Fällen unter ganz verschiedenen Bedingungen auftreten. Die Silben sind zwar gleichartig in lat. *pater, mater, frater,* aber die entsprechenden altindischen Formen *pitár, mātár, bhrā́tar* wie auch die altgriechischen, zeigen eine verschiedene Akzentuation des letzteren Wortes, und in der Tat haben wir im Germanischen regelmäßig *b, d, g* und nicht *f, th, h*, wenn die ursprünglichen Laute *p, t, k* im Altindischen und Griechischen in entsprechenden Wörtern unmittelbar vor der Hochtonsilbe im Inlaut stehen. Der sogenannte grammatische Wechsel in ahd. *slahan*, Perf. *sluoh*, Plur. *sluogum*, Part. *gislagan* stimmt genau damit, daß im Altindischen der Plural im Perfekt und das Partizip auf der Endsilbe akzentuiert sind. Diese anscheinend so einfache Entdeckung zeigte nicht nur, daß die Ausnahmen von der Lautverschiebung „lautgesetzlich" waren, sondern auch, daß das Germanische einst dieselbe bewegliche Akzentuation hatte wie das Altindische und Griechische.

42. Eine Lautregel kann also von anderen Lautregeln gekreuzt werden. Aber auch in anderer Weise kann die Regelmäßigkeit gestört werden, vor allem durch Einfluß der Assoziationswirksamkeit. Das auslautende ahd. *-m* ist später zu *-n* geworden, z. B. *tagum* zu *tagun* „Tagen",

nāmum zu *nāmun* „nahmen", trotzdem heißt es aber heute noch Arm, weil die zugehörigen Formen Armes, Arme, wo das *m* inlautend ist, zurückhaltend gewirkt haben. Im Englischen wird *stl* zu *sl* in *castle, whistle,* nicht immer dagegen in *justly*, wo der Zusammenhang mit *just* die Aussprache [dʒʌstli] erhält. Ebenso heißt es im Französischen fortwährend *haïr, trahir,* obwohl sonst *aï* zu *ai* [ɛ] geworden ist wie in *haine* aus *haïne*, weil die Endung *-ir* sich mit anderen Infinitivendungen assoziiert. Wirkt die Assoziation in solchen Fällen erhaltend, kann sie anderswo zu einer Entwicklung über die ursprünglichen Grenzen hinaus führen. Es heißt regelmäßig Wege, Weges mit langem *e* in offener Silbe, wenn aber auch Weg lang gesprochen wird, beruht es auf Angleichung an diese Formen, denn hier sollte in geschlossener Silbe das *e* kurz bleiben; vgl. das Adverb weg, eigtl. Akkusativ von Weg, das infolge seiner Bedeutung nicht mit diesem Worte assoziiert wird. Weitere Fälle sind schon oben (§§ 15—23) angeführt.

43. Auch die Schriftform kann auf die Aussprache einwirken, so daß die Lautregeln gestört werden. Es bildet sich immer eine bestimmte Schrifttradition, bei der man beharrt, auch wenn die Aussprache sich ändert, und so kommt es, daß die Schrift oft eine längst erloschene Aussprache wiedergibt und von Inkonsequenzen wimmelt; in Fällen wie Buch — Bücher ist der Wechsel zwischen ach-Laut und ich-Laut nicht aus dem Konsonantzeichen, sondern aus dem vorhergehenden Vokalzeichen ersichtlich. Die Schrift kann daher manchmal irreführen, besonders wenn es sich um seltenere oder unbekannte Wörter handelt, wie im Französischen häufig [gaʒœ·r] für *gageure* [gaʒy·r] gesprochen wird. Der wichtigste Anlaß zu einer buchstabengetreuen Aussprache ist jedoch der Aberglaube an die „Korrektheit" der Schriftsprache, die mit der Sprache selbst, die sie unvollkommen wiedergibt, verwechselt wird. Was geschrieben wird, muß auch zur Sprache gehören, meint man, und längst verhallte Laute werden in dieser Weise wiederhergestellt. Im Englischen wird *often* vielfach [ɔftən] gesprochen statt [ɔ·fn], das die regelmäßige, d. h. mit der Entwicklung ähnlicher Fälle stimmende Form ist. Viele Franzosen sprechen *sculpter* mit *p*, *but* mit *t*, usw.

44. Gibt es aber solche Ausnahmen von den Lautregeln, die nicht in den eben geschilderten Weisen zu erklären sind? Auf diese Frage hat man unbedingt „nein" antworten wollen. Die sogenannte junggrammatische Schule, die um 1880 in der Sprachforschung auftrat, stellte den Lehrsatz auf, daß jeder Laut (jede Lautgruppe) unter den nämlichen Bedingungen und innerhalb desselben Zeitraumes und desselben Gebietes sich notwendig in derselben Weise entwickeln mußte.

Dieser Satz fand bei vielen begeisterte Zustimmung, und es muß stark hervorgehoben werden, daß viele Fortschritte der neueren Sprachwissenschaft eben der Betonung dieses Grundsatzes zu verdanken sind. Er hat indessen die Auffassung des Lautwandels als eines rein mechanischen Vorganges zur Voraussetzung, von der man auf der heutigen Stufe der Wissenschaft nicht mehr sagen kann, daß sie den Tatsachen entspricht. Die Regelmäßigkeit, die die Lautregeln bezeugen, ist keine physiologische, sondern eine psychologische Erscheinung; die Lautänderungen verbreiten sich allmählich von Wort zu Wort und von Mensch zu Mensch, und was wir eine Lautregel nennen, ist nur die Zusammenfassung des Endergebnisses, dem eine lange Periode von allerhand Schwankungen vorhergehen kann. Es ist somit möglich, daß gewisse Wörter sich aus irgendeinem zufälligen Grunde einer sonst durchgreifenden Lautentwicklung entziehen. Wie äußere Verhältnisse einwirken können, zeigt die Tatsache, daß gewisse Wörter, die gern in bestimmten Situationen gebraucht werden, gewöhnlich verstümmelt werden, eben weil sie aus der Situation leicht zu erkennen sind, so [na·mt], [gmɔin] für „guten Abend, guten Morgen" und vieles dergleichen in verschiedenen Sprachen. Auf der anderen Seite gibt es so viele Fälle von streng durchgeführten Lautregeln, daß die Regelmäßigkeit als das Normale angesehen werden muß, und die Sprachwissenschaft wird immer danach streben müssen, etwaige Unregelmäßigkeiten zu erklären.

45. Die Erforschung der Lautregeln ist nicht nur für die Aufhellung der Entwicklungsgeschichte der Sprachformen wichtig, sondern ermöglicht es auch, zwischen einheimischen und eingeführten Wörtern zu scheiden. Ein Hauptkennzeichen der letzteren ist, daß sie nicht mit den Lautveränderungen stimmen, die vor ihrer Aufnahme stattgefunden haben. Wörter wie Pein, Ziegel, Kelch sind augenscheinlich mit den lateinischen gleichbedeutenden *poena, tegula, calix* identisch, aber nicht in derselben Weise, wie Fisch und Haupt mit lat. *piscis* und *caput* identisch sind, denn in diesem Falle müßten sie der Lautverschiebungsregel nach mit bzw. *f*, *d* [aus *þ*] und *h* anfangen. Wir können daher bestimmt sagen, daß sie nicht der dem Germanischen und Lateinischen gemeinsamen Grundsprache entstammen, sondern vom Lateinischen herübergenommen worden sind. Wenn „Macht" im Dänischen *magt* heißt, muß es ein Lehnwort aus dem Deutschen sein, denn in altererbten Wörtern entspricht *t* (*tt*) regelmäßig dem deutschen *cht*, z. B. *nat*, altn. *nátt* = d. Nacht, und tatsächlich hieß es im Altnordischen *máttr*, das aber nicht erhalten ist. Nicht selten trägt ein Wort mehrere Zeichen der Entlehnung. Frz. *caricature* ist Entlehnung aus it. *caricatura*,

denn wäre es ein alteinheimisches Wort, würde es nach französischen Lautregeln weder zwei c[k]-Laute, *i*, *t* noch das mittlere *a* enthalten, sondern *chargeure* lauten, eine Form, die übrigens altfranzösisch mit einer anderen Bedeutung vorkommt.

3. Bedeutungswandel.

46. Neben den äußeren Umgestaltungen, die die Wörter durch assoziative und lautliche Veränderungen erleiden, können nun auch bedeutsame innere Umwandlungen vor sich gehen, weil der mit den Lautbildern verknüpfte Vorstellungsinhalt nicht unveränderlich ist, sondern vielmehr in den verschiedensten Weisen wechseln kann. Daß es zwischen den Wörtern und den Begriffen keine naturbestimmte Verbindung gibt, geht schon daraus hervor, daß die nämlichen Begriffe in den einzelnen Sprachen höchst abweichende Bezeichnungen erhalten haben, vgl. d. Pferd, engl. *horse*, dän. *hest*, frz. *cheval*, russ. *lošadĭ*. Viele glauben allerdings die Bedeutung aus der Form heraus hören zu können, z. B. in Blitz, spitz, und es ist eine allgemein verbreitete volkstümliche Auffassung, daß die Bedeutung mit der Form innig verwachsen ist, weshalb auch ein Bauer die Meinung äußerte, die Franzosen seien närrische Leute, daß sie das Pferd *cheval* nennen können. Wären aber die Wörter ein naturnotwendiger Ausdruck der Bedeutungen, müßten nicht nur verwandte, sondern auch unverwandte Sprachen ähnliche Wörter für dieselben Begriffe haben, was aber nicht oder jedenfalls nur zufällig vorkommt, von denjenigen Wörtern abgesehen, die lautnachahmend sind, die sogenannten onomatopoetischen Wörter („Echowörter") wie miau, engl. *mew*, dän. *mjau*, frz. *miaou*, russ. *mjau* [mju] usw.; auch hier bestehen doch erhebliche Verschiedenheiten, wenn es sich um schwer nachahmbare Laute handelt: die Ente macht frz. *can — can*, *coin — coin*, rum. aber *mac — mac* und dän. *rab — rab*.

47. Die Wörter können demnach ihre Bedeutung unabhängig von der Form ändern, wie diese unabhängig von der Bedeutung umgestaltet werden kann. Innerhalb eines längeren Zeitraumes werden jedoch sehr viele Wörter sowohl Form als Inhalt verändern, weil die Sprache in jeder Hinsicht in stetiger Bewegung ist, und daß die Formänderungen sehr häufig von der Bedeutung bedingt sind, ist oben mehrfach nachgewiesen worden. Ferner können alle Wörter der Sprache ihre Bedeutung verändern, nur gibt es natürlich Begriffe, die weniger veränderlich sind als andere. Das Ergebnis des Bedeutungswandels ist zweifach: entweder wird die ursprüngliche Bedeutung vergessen, und es tritt ein vollständiger Bedeutungswechsel ein,

3*

z. B. wenn werden einst die Bedeutung „wenden" gehabt hat, oder die ursprüngliche Bedeutung lebt neben der neuen fort, so daß das Wort mehrdeutig wird, z. B. Esel 1. ein Tier, 2. ein Mensch, 3. ein Gestell. Die Grundbedeutung kann ferner einer späteren Bedeutung gegenüber zur Nebenbedeutung werden; die gewöhnliche Bedeutung von Zweck ist die abgeleitete, „Ziel", während die Grundbedeutung „Stift" nur in Schuhzweck erhalten ist. Die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes können sich endlich so weit voneinander entfernen, daß man sie für verschiedene Wörter hält, z. B. Mal „Fleck" und Mal in ein anderes Mal.

48. Wenn ein Wort seine Bedeutung verändert, so heißt dies, daß andere Begriffe als die bisher üblichen damit verbunden werden. Voraussetzung eines Bedeutungswandels ist also eine gewisse Verwandtschaft oder wenigstens eine gewisse Verbindung zwischen den Begriffen, die so eine gemeinsame Lautbezeichnung erhalten, selbst wenn diese Verbindung im Augenblick, wo der Bedeutungswandel sich vollzieht, ganz zufällig ist und vielleicht niemals später vorhanden sein wird. Es genügt aber nicht, dies einfach zu konstatieren. Es leuchtet ein, daß Tisch darum die Bedeutung „Mahlzeit" erhalten hat, weil das Essen auf dem Tisch aufgetragen wird, die Bedeutungsentwicklung ist aber damit noch nicht erklärt. Erst wenn gezeigt wird, wie man unter gewissen Umständen ebensogut „Tisch" wie „Mahlzeit" sagen kann, wird der Übergang begreiflich. In der Lehre vom Bedeutungswandel, in der Regel Semasiologie oder Semantik genannt, hat man sich überwiegend damit beschäftigt, die vorkommenden Fälle nach logischen Gesichtspunkten zu ordnen, während die Untersuchung des eigentlichen Werdegangs der Bedeutungsentwicklungen in den Hintergrund getreten ist, ohne daß es bisher gelungen wäre, ein befriedigendes System aufzustellen. Im folgenden sollen die wichtigsten psychologischen Ursachen des Bedeutungswandels untersucht und auch gezeigt werden, wie äußere Verhältnisse vielfach mitbestimmend sind, während Ergebnisse des Bedeutungswandels wie Erweiterung oder Beschränkung, Veredlung oder Verschlimmerung der Bedeutung usw. unberücksichtigt bleiben sollen.

49. Sehr viele Bedeutungsübergänge haben ihren Grund in Verwechslungsmöglichkeiten, die die Sprache vielfach darbietet. Was wir die Bedeutung eines Wortes nennen, ist nicht immer etwas scharf Abgegrenztes. Wie es keinen bestimmten Augenblick gibt, wo der Jüngling zum Manne wird, und diese Begriffe deshalb ineinander hinübergreifen, so in zahlreichen anderen Fällen: Arm ist dasselbe Wort

wie russ. *ramo* „Schulter" und lat. *armus* „oberster Teil des Oberarms, Schulterblatt", frz. *cuisse* „Schenkel" kommt vom lat. *coxa* „Hüfte". Ferner knüpfen sich in der Regel mehrere Vorstellungen an die Dinge, die die Wörter bezeichnen, und was für den einen Hauptvorstellung ist, kann für den anderen Nebenvorstellung sein oder umgekehrt, was natürlich bewirkt, daß sie die Wörter verschieden auffassen werden. Endlich ist es ein sehr wichtiger Umstand, daß die Wortbedeutungen nicht in der Weise erlernt werden, daß gleichzeitig auf die Dinge gedeutet wird, sondern daß sie aus dem Zusammenhange der Rede meistens erschlossen werden. Gewisse Wörter bleiben für viele Menschen Jahre hindurch oder für immer bloße Laute, mit denen sie keine klare Begriffe verbinden, was die meisten wohl aus eigener Erfahrung bestätigen können. Meringer hat an Versuchspersonen feststellen können, daß viele Erwachsene nicht wissen, was die Lende ist; von 19 Personen gaben 14 eine unrichtige Bezeichnung von Wimpern, eine Person besaß keinen Ausdruck für Schulterblatt.

50. Es ist leicht ersichtlich, daß diese Verhältnisse wohl geeignet sind, eine ganze Menge von Mißverständnissen in der alltäglichen Rede hervorzurufen. In vielen Fällen ist die augenblickliche Situation für die Auffassung eines Wortes bestimmend, was die folgende Anekdote aus den „Fliegenden Blättern" trefflich beleuchtet. Zwei Damen stehen vor einer weiblichen Figur, die auf einer Tiergestalt ruht. Die eine erklärt, daß dies „Ariadne auf Naxos" sei, und fragt: „Wie gefällt sie dir?", worauf die andere antwortet: „Recht gut, namentlich die Ariadne; der Naxos will mir weniger gefallen." Nicht anders verhält es sich in der Tat, wenn *do tibi pacem* („ich gebe dir Frieden") vom Priester bei der Mitteilung des Friedenskusses ausgesprochen als „ich gebe dir einen Kuß" aufgefaßt worden ist, weshalb afrz. *pais* (*paix*), altspan. *paz* und altir. *pöc* einfach „Kuß" bedeuten. Und daß lat. *salutare* „grüßen" im Romanischen mehrfach als „küssen" erscheint (altspan. *saludar*), erklärt sich aus der Sitte, sich mit Küssen zu begrüßen, wobei die beiden Begriffe leicht verwechselt werden konnten. Eine ähnliche Entwicklung zeigt frz. *embrasser*, das urspr. „umarmen" bedeutet. Nicht nur eine bestimmte Situation, sondern überhaupt der Satzzusammenhang gibt zu solchen Mißverständnissen Anlaß. Im Vulgärfranzösischen bedeutet *marron* nicht nur Kastanie, sondern auch „Faustschlag". Indem nämlich *marron* zunächst als bildlicher Ausdruck für „Beule" verwendet wurde, hat man etwa *donner des marrons à qn.* gesagt, was dann als *donner des coups de poing* mißverständlich aufgefaßt worden ist, so daß man weiter *marrons* = *coups de poing* ge-

braucht hat. Der Vorgang ist mit dem in § 26 ff. erwähnten identisch; dort wurde ein Wortglied mißverständlich subtrahiert, hier handelt es sich um eine entsprechende Ausscheidung einer Wortbedeutung.

51. Es soll nun an einigen gemischten Beispielen gezeigt werden, welch wichtige Rolle dieser Vorgang beim Bedeutungswandel spielt. Das englische Wort *tramway* „Pferdeeisenbahn" bedeutet im Französischen ebensogut „Pferdebahnwagen"; *prendre le tramway* ist von Haus aus mit Verbindungen wie *prendre une rue de traverse* gleichwertig, hat sich aber mit Fällen wie *prendre l'omnibus* assoziiert, weshalb man *tramway* als Bezeichnung des Wagens genommen hat. In derselben Weise wird auch *chemin de fer* in der Bedeutung „Zug" gebraucht (*il prit place dans le petit chemin de fer* schreibt Daudet, Numa Roumestan 324); so auch oft im Deutschen Eisenbahn, im dän. *jærnbane*. *Le courrier* ist nicht nur der Postwagen, sondern wie Post auch die Briefe, denn es gibt Fälle genug, wo man die beiden Wörter unterschiedslos hat brauchen können, vgl. etwa „die Post ist gekommen". *Etre à sa toilette* heißt von Haus aus „am Putztisch stehen", was aber gewöhnlich dasselbe besagt wie „mit dem Ankleiden beschäftigt sein", und *toilette* ist dann in der Bedeutung „Ankleiden, Kleidung" aufgefaßt worden. Der Sprung der Bedeutung kann mitunter ein ganz überraschender sein, so wenn frz. *grève* „Streik" ursprünglich der Name eines Platzes in Paris ist, *la Grève*. Wir haben hier von Verbindungen wie *être en Grève* auszugehen; da dieser Platz der gewöhnliche Sammelplatz für Arbeitsuchende war, konnte dieser Ausdruck als „ohne Arbeit sein" aufgefaßt werden, und so geschah es, daß *grève* als „Arbeitslosigkeit" verstanden wurde; folglich konnte man nun auch *faire grève* sagen, was schließlich zu *grève* = „Niederlegung der Arbeit" führte. Es ist auch etwas befremdend, daß frz. *danger* „Gefahr" aus der älteren Bedeutung „Gewalt" hervorgegangen ist; der Übergang hat aber in Fällen wie etwa *être en danger de mort* „in der Gewalt des Todes sein" stattgefunden.

52. Wie man sieht, wechseln hierbei sogenannte konkrete Bedeutungen mit konkreten, sogenannte abstrakte mit abstrakten, und konkrete Begriffe können abstrakt werden (*grève*). Häufig aber findet in dieser Weise Übergang von abstrakter zu konkreter Bedeutung statt. Gefängnis bedeutet ursprünglich Gefangenschaft (vgl. „zweijähriges Gefängnis"), Wendungen aber wie „im Gefängnis sein" oder „aus dem Gefängnis befreien" stehen neben „im Kerker sein" usw., und das Wort bedeutet daher heute den Ort der Gefangenschaft; so auch frz. *prison*, it. *prigione* aus lat. *prehensio* „Gefangenschaft". Gemach ist von Haus

aus das Gegenteil von Ungemach, aber durch Verbindungen wie etwa „sein Gemach irgendwo suchen“ zur Bedeutung „Zimmer“ gelangt, wie in ähnlicher Weise dän. *lejlighed* „Gelegenheit“, norw. *bekvemmelighed* „Bequemlichkeit“ die Bedeutung „Wohnung“ angenommen haben. Frz. *témoin* „Zeuge“ kommt von lat. *testimonium* „Zeugnis“ durch Verbindungen wie *prendre à témoin*; entsprechend engl. *witness*; *otage* heißt altfrz. „Garantie“, später aber auch „Geisel“, indem z. B. *donner en otage* sich mit Fällen wie *donner en cadeau* assoziiert hat. Almosen ist ein griechisches Wort, das „Barmherzigkeit“ bedeutet; es hat seine konkrete Bedeutung in derselben Weise wie frz. *charité* erhalten, das etwa durch *demander la charité* die Bedeutung „Almosen“ angenommen hat. Sagt man „das Glas bis zur Neige leeren“, ist dies mit „bis zur Hefe leeren“ gleichbedeutend, und so ist es gekommen, daß Neige einfach „Hefe“ bedeuten kann.

53. Besonders häufig entwickeln sich durch diesen Vorgang verschiedene konkrete Bedeutungen aus Wörtern, die eine Tätigkeit bezeichnen. Frz. *maison* ist das lat. *mansio* „Verweilen, Aufenthalt“; *il a ici sa maison* bedeutete ursprünglich „er hat hier seinen Aufenthalt, seine Unterkunft“, und so wird überaus oft die Bezeichnung einer Tätigkeit zur Bezeichnung des Ortes, wo die Tätigkeit stattfindet, vgl. Eingang, Ausgang, frz. *promenade, pesage* „Wägeplatz“, it. *corso* usw. In anderen Fällen entsteht eine Bezeichnung für das Ergebnis der Tätigkeit, z. B. Einrichtung, Einkauf, Stiftung, frz. *fondation*, (Dachs)bau, frz. *bâtiment, construction* usw., oder für die Art und Weise, in der das Ergebnis hervortritt, z. B. Einrichtung einer Wohnung, Bau des Körpers, frz. *façon* aus lat. *factio* „Machen“ (engl. aber *make* von *making* verschieden); ferner erhalten wir in dieser Weise Bezeichnungen für den Gegenstand der Tätigkeit, z. B. Lieferung, frz. *livraison*; für dasjenige, womit sie ausgeführt wird: frz. *voiture* aus lat. *vectura* „Beförderung“, für diejenigen, die sie ausführen: Regierung, Redaktion u. a. mehr.

54. Im vorhergehenden sind nur Beispiele von Hauptwörtern gegeben, selbstverständlich können aber auch andere Wörter sich in der angegebenen Weise entwickeln. *Rester* bedeutet im Französischen von Haus aus „bleiben“, es gibt aber gewisse Fälle wie *rester veuve, rester orphelin, rester seul*, wo man auch „werden“ sagen könnte, und von ähnlichen Fällen aus hat das dem Niederdeutschen entlehnte *blive* im Dänischen ganz die Bedeutung „werden“ erhalten; Ansätze dazu sind schon im Niederdeutschen vorhanden, z. B. *dood bliwen* „in Ohnmacht fallen“, *et bliwt slimm* „es wird schlimm“. Bald heißt „schnell“; in „er ist bald da“ ist es mit „beinahe“ gleichwertig und wird dann auch

so aufgefaßt, vgl. „ich wäre bald gestorben", wo die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr paßt. Ähnlich verhält es sich mit ungefähr, ursprünglich ohngefähr „ohne Hinterlist" (vgl. gefährden); „man kann ihre Zahl ungefähr auf 100 schätzen" besagt von Haus aus, daß man keine böse Absicht gehabt habe, wenn die Schätzung sich als nicht stichhaltig erweisen sollte. Sehr ist ursprünglich „verwundet, schmerzlich" (vgl. versehren) in Fällen wie „sehr betrübt", „sie weinen sehr"; es ist dann mit der Bedeutung „außerordentlich" ausgeschieden und in Verbindungen wie „sehr schön", „sehr liebenswürdig" gebraucht worden, wie überhaupt viele verstärkende Adverbien so von bestimmten Wendungen ausgeschieden werden; es heißt nicht nur „herzlich gern", sondern auch „herzlich wenig", ferner „scheußlich liebenswürdig" (engl. *awfully pretty*) nach „scheußlich häßlich", usw. *On a dû le tenir à quatre* heißt, daß vier Mann notwendig waren, um ihn zurückzuhalten, bedeutet aber auch, daß man ihn nur mit Anwendung äußerster Gewalt zurückhalten konnte, und dann wird es auch möglich zu sagen: *se tenir à quatre* „sich die größte Gewalt antun". *Un combat à fer émoulu* „ein Kampf mit geschliffenem Schwerte" ist auch ein ernster Kampf, daher früher auch z. B. *une difficulté à fer émoulu*.

55. In einigen Fällen wird ein Wort dadurch umgedeutet oder umgewertet, daß es durch Wörter, mit denen es regelmäßig verbunden wird, beeinflußt wird. Eine Bande ist ursprünglich eine Schar überhaupt; zu Molières Zeiten hießen die königlichen Kammermusiker *la grand bande* (vgl. engl. *band*), jetzt aber bedeutet das Wort im Französischen wie im Deutschen und Dänischen eine Rotte, weil es überwiegend in Verbindungen wie *une bande de voleurs*, eine Bande von Räubern gebraucht wurde. Begehen hat nicht mehr die neutrale Bedeutung „ausführen" („eine edle Handlung begehen" sagt Luther), indem Fälle wie „einen Frevel begehen" usw. das Übergewicht gewonnen haben. In einer dänischen Mundart ist das deutsche Wort lebendig als „böse" umgedeutet worden wegen der Verbindung „der lebendige Satan". Ähnlich nehmen oft Ableitungssilben von bestimmten Wörtern eine besondere Bedeutung an. Im heutigen Französischen hat z. B. die Endung *-ard* durchweg verschlimmernde Bedeutung, vgl. *communard, revanchard, chéquard*, während ältere Bildungen wie *montagnard, billard* usw. ganz neutral sind; es kommt offenbar daher, daß Fälle wie *bavard, criard, soûlard* usw. maßgebend gewesen sind. Im Italienischen spielt *-accio* eine entsprechende Rolle: *tempaccio* „schlechtes Wetter", *asinaccio* „schlechter Esel", ja *-accio* wird geradezu als „schlecht, böse" aufgefaßt: *Quanto siete accio!* „Wie böse Sie sind!"

56. Häufig wird die Bedeutung eines Wortes dadurch geändert, daß es wegen Lautähnlichkeit mit einem anderen Worte verwechselt wird, d. h. die „Volksetymologie“, deren Bedeutung für die Umgestaltung der Wortformen oben § 24 erwähnt wurde, ist auch wichtig für den Bedeutungswandel. *Poltron* „Memme“ wird mit poltern in Verbindung gesetzt und erhält so die Bedeutung „lärmender Wichtigtuer“. Frz. *durable* „dauerhaft“ bedeutet auf holländisch „kostbar“, weil es mit *duur* „teuer“ verwechselt wurde, und frz. *souffreteux* hat durch Einfluß von *souffrir, souffrant* die Bedeutung „schwächlich“ erhalten, während es ursprünglich „dürftig“ heißt (von afrz. *souffraite* „Mangel“). In einer schwedischen Mundart heißt *aktiv* „sparsam“, von *aktsam* „achtsam“ beeinflußt. Sind in solchen Fällen ganz unverwandte Wörter verwechselt worden, so zeigt z. B. frz. *compendieux*, daß auch verwandte Wörter nicht immer auseinandergehalten werden. Es bedeutet eigentlich „kurz zusammengefaßt“, wird aber mitunter für „umständlich“ gebraucht, das *dispendieux* heißt. Es ist leicht ersichtlich, daß eine derartige Verschränkung verwandter Wörter zum gänzlichen Aufgeben des einen führen kann. So hat man im Deutschen Wortpaare wie brennen (tr.) und brinnen (intr.), verderben und verdërben nicht auseinanderhalten können, und schwelle — schwillt und schwelle — schwellt werden fortwährend vertauscht; dasselbe hat sich in den anderen germanischen Sprachen mit entsprechenden Zeitwörtern vollzogen.

Es kann hier auch daran erinnert werden, daß viele volkstümliche Worterklärungen auf Einfluß von lautähnlichen, aber begrifflich fernstehenden Wörtern beruhen, so wenn Kanada aus span. *acá nada* „dort ist nichts“ erklärt, oder St. Lambert gegen die Lahmheit angerufen wird, wie St. Vinzenz in Frankreich der Schutzpatron der Weinbauern ist. Auch „gelehrte“ Erklärungen sind oft nicht besser; das Sprichwort „Morgenstund' hat Gold im Mund“ ist höchst wahrscheinlich so entstanden, daß man lat. *aurora* „Morgenröte“ als *aurum in ore* „Gold im Mund“ gedeutet hat.

57. Auch in verschiedenen anderen Weisen kann die Assoziationswirksamkeit die Wortbedeutungen beeinflussen. Glück bedeutet von Haus aus einfach „Art, wie etwas ausschlägt“; man spricht noch heute von wechselndem Glück, und früher konnte das Glück gut oder schlecht sein. Um die Entstehung der heute allgemeinen Bedeutung „guter Ausgang“ zu verstehen, muß man dem Umstande Rechnung tragen, daß „schlechtes Glück“ auch Unglück heißt; als Gegensatz hierzu mußte folglich Glück speziell „gutes Glück“ sein (vgl. Ordnung — Unordnung

usw.). Dieselbe Entwicklung zeigt frz. *fortune* dem Gegensatz *infortune* gegenüber, und *succès* bedeutet heute nur „Erfolg", während Molière noch *heureux succès* braucht. Zwischen Wörter, die partiell übereinstimmen, kann die Analogie eine vollständige Bedeutungsübereinstimmung herbeiführen. Hübsch, älter hübesch, ist eine andere Form von höfisch und bedeutet ursprünglich „wohl gesittet", dann „von angenehmem Aussehen", wodurch es sich mit schön berührt und nach und nach mit diesem gleichbedeutend wird, so daß es nicht nur „ein hübscher Mann", sondern auch „hübsches Wetter" usw. heißt.

Auf Analogiebildung beruht ferner der häufige Vorgang, daß ein Kollektivum sich zur Bezeichnung eines Einzelwesens entwickelt. Durch einen Bedeutungswandel, der später zu erwähnen sein wird, ist das Wort Frauenzimmer zunächst eine Bezeichnung für sämtliche Frauen einer Hausgenossenschaft und dann auch für die Gesamtheit der Frauen geworden; „das Frauenzimmer stund auf und verfügte sich in sein Gemach", schreibt Grimmelshausen. Weil nun „das Frauenzimmer" so viel besagte wie „die Frauen", wurde es allmählich als eine Mehrzahlsform behandelt, sobald aber z. B. „die Frauenzimmer standen auf" häufig geworden war, mußte notwendigerweise „das Frauenzimmer" als „die Frau" gefaßt werden. Entsprechend verhält sich der Bursche aus die Bursche, ursprünglich „Gesellschaft von Studenten, Handwerksgesellen oder Soldaten", nur daß sich hier auch das Geschlecht des Wortes verändert hat wie in frz. *le camarade* aus span. *la camarada* „Korporalschaft".

Endlich muß hervorgehoben werden, daß eine Kategorie von Bedeutungsentwicklungen manchmal durch die Analogie erweitert werden kann. Wenn z. B. der obenerwähnte Übergang von der Bezeichnung einer Tätigkeit zur Bezeichnung des Ortes der Tätigkeit ungemein häufig vorkommt, können viele Einzelfälle rein mechanisch anderen nachgebildet sein.

58. In gewissen Fällen vollzieht sich der Bedeutungswandel auf Umwegen. Wenn Kupfer eine Radierung bedeutet, ist es nicht so zu verstehen, daß man dieses Wort gebraucht hat, weil die Platte aus Kupfer ist, sondern wir haben es mit einer Kürzung des Wortes Kupferstich zu tun. Der Dachshund heißt gewöhnlich nur Dachs und kann so heißen, weil der eigentliche Dachs viel weniger bekannt ist. Der Kornbranntwein oder Kornschnaps wird in derselben Weise zu der Korn, was auch den Unterschied im Geschlecht von das Korn erklärt. Frz. *fusil* bedeutet eigtl. „Feuerstahl"; die heutige Bedeutung „Gewehr" beruht auf *mousquet à fusil*, das zu *fusil* gekürzt worden

ist. So auch *le vapeur* „Dampfschiff" für *le bateau à vapeur, un terre-neuve* für *un chien de Terre-neuve, une pendule* „Uhr" für *horloge à pendule*, wobei wie oben das veränderte Geschlecht zu beachten ist; weitere Fälle sind *diligence* „Eilwagen" aus *carrosse de diligence, suspension* „Hängelampe" aus *lampe à suspension, la Sûreté* aus *police de Sûreté* wie deutsch die Sitte für die Sittenpolizei. Überaus häufig wird in dieser Weise ein Eigenschaftswort in ein Hauptwort verwandelt, z. B. *une capitale* aus *ville capitale, une première (représentation), un (ballon) dirigeable*; ist eine solche Kürzung in alter Zeit vorgenommen, kann es geschehen, daß das ursprüngliche Eigenschaftswort überhaupt nicht mehr als solches gebraucht wird: frz. *fromage*, alt *formage*, bedeutet ursprünglich „geformt" und hat nur durch den spätlateinischen Ausdruck *lacte formaticum* „geformte Milch" die Bedeutung „Käse" erhalten; Schwein, ahd. *swîn*, ist mit dem lateinischen Adjektiv *suinus* (zu *sus* „Sau") identisch.

Es versteht sich von selbst, daß solche Kürzungen nur dann möglich sind, wenn sie unmittelbar verstanden werden können. Viele von ihnen sind daher innerhalb bestimmter Kreise entstanden und von dort aus allmählich verbreitet worden, wie z. B. Gewehr für Schießgewehr der Militärsprache entstammt, Universität aber aus lat. *universitas literarum* „Gesamtheit der Wissenschaften" in gelehrten Kreisen aufgekommen ist.

59. Die bisher behandelten Bedeutungsentwicklungen können als passive bezeichnet werden, insofern sie Ergebnisse derselben Kräfte sind, die auch in anderen Hinsichten Veränderungen in der Sprache herbeiführen. Diesen gegenüber steht eine Reihe von bedeutsamen Wandlungen, die darauf beruhen, daß in ein Wort eine neue Bedeutung hineingelegt wird, weil man aus irgendeinem Grund einer solchen bedarf, und die daher als aktive Veränderungen bezeichnet werden können.

Zu jeder Zeit wird es notwendig sein, für neue Dinge oder Begriffe Bezeichnungen zu schaffen. Man kann sie zwar einer andern Sprache entlehnen oder durch Ableitung oder Zusammensetzung vorhandener Wörter bilden, häufig aber auch dadurch, daß man das Neue nach seiner wirklichen oder vermeintlichen Ähnlichkeit mit etwas Bekanntem benennt. Dieses Verfahren, das seit Olims Zeiten üblich ist, hat man als Übertragung einer Wortbedeutung bezeichnet, und der Ausdruck ist zutreffend, wenn er nur nicht, wie es oftmals geschieht, auch von anderen Bedeutungsentwicklungen gebraucht wird.

60. Übertragung von Benennungen bekannter Dinge auf andere Dinge kommt auf allen möglichen Gebieten vor. In allen Sprachen

dienen die Namen der Teile des menschlichen Körpers als Bezeichnungen für Teile verschiedener Gegenstände. So spricht man von Kohlköpfen, Nagelköpfen, Brückenköpfen usw., von den Augen eines Würfels, vom Ohr eines Gefäßes, von Felsennasen, Landzungen, von den Zähnen einer Säge, vom Halse einer Flasche, vom Rücken eines Messers, von den Armen eines Flußes, von Meerbusen, Stuhlbeinen, Lampenfüßen, Talsohlen usw. Wenn mehrere sich zusammenschließen, bilden sie eine Korporation oder ein Korps, d. h. einen „Körper", und werden Glieder oder Mitglieder genannt, während der Leiter Chef, d. h. Haupt oder „Kopf" heißt. In diesen und ähnlichen Fällen stimmen die meisten Sprachen in den Hauptzügen überein, wenn auch im einzelnen manche Abweichung besteht, z. B. Nadelöhr, aber dän. *naaleøje* „Nadelauge". — Auf der andern Seite werden verschiedene Körperteile mit Ausdrücken der Pflanzenwelt bezeichnet, z. B. Augapfel; frz. *prunelle* „Schlehe"; Mandeln, lat. *glandulae* „kleine Eicheln". Solche werden aber auch auf viele andere Dinge übertragen, vgl. Volksstämme mit deren Zweigen, die Wurzeln der Nase oder der Zähne, das Blatt eines Messers, einer Säge oder eines Buches. Tiere werden nach anderen Tieren benannt: Fledermaus, Meerschwein, Meerigel, Seelöwe, frz. *anguille* eigtl. „kleine Schlange", und Pflanzen erhalten ihren Namen nach anderen Pflanzen, vgl. Erdbirne, frz. *pomme de terre*, Stockrose, Taubnessel, Granatapfel, frz. *pomme de pin* „Tannenzapfen". Viele Tier- und Pflanzennamen werden ferner von Geräten und Werkzeugen gebraucht: Kran ist eine andere Form für Kranich; engl. *crane* und frz. *grue* werden entsprechend verwendet. Was die Franzosen *chevalet* „Staffelei" nennen, ist für die Engländer ein *easel*, während deutsch Esel u. a. „hölzernes Pferd" bedeuten kann. Der Hahn des Gewehres wird so in vielen Sprachen genannt, frz. jedoch *chien*, span. *gatillo* „kleine Katze", neugriech. *likos* „Wolf". *Torpedo* ist eigentlich der lateinische Name für „Zitterroche"; es zeigt dies Wort, daß nicht nur die äußere Ähnlichkeit maßgebend ist, wie auch z. B. neugriech. *ksilogata* „Holzkatze" = „Mausefalle", frz. *épervier* „Wurfgarn", eigtl. „Sperber", *page* „Kleidaufschürzer", eigtl. „Page". Ursprüngliche Pflanzennamen sind z. B. Granat, Linse, frz. *tulipe* „Lampenglocke", *champignon* „Knopf am Kleiderriegel" usw.

61. Der Wirksamkeit oder Erscheinungsform lebender Wesen werden die der leblosen Dinge angeglichen. Die Uhr geht oder steht, kann auch mitunter hinken; das Wasser ist rinnend, d. h. laufend, oder stillstehend; der Regen geht, sagen die Russen. Gläser und Teller stehen auf dem Tische, Bücher und Messer liegen gewöhnlich. Klei-

der sitzen gut oder schlecht, eine Farbe steht gut oder schlecht zu einer anderen. Der kalte Wind ist scharf und beißt, die Säure ätzt, d. h. ißt. Die meisten Bezeichnungen der Sprache für abstrakte Vorstellungen sind von konkreten Dingen ausgegangen. Man sagt etwas fassen oder begreifen wie frz. *comprendre* oder *saisir*; etwas verstehen heißt ursprünglich „bei etwas stehen bleiben" (um es zu untersuchen), engl. *understand* ursprünglich „unter etwas hintreten". Man entwickelt seine Anschauungen und setzt eine Sache auseinander, indem man die verschiedenen Möglichkeiten abwägt. Frz. *deviser* „plaudern", urspr. „erklären", kommt von spätlat. *divisare* „teilen", *penser* „denken" von lat. *pensare* „abwägen". Heiter bedeutet ursprünglich „klar", betrübt „unklar". Der Übergang von einem Zustande in einen anderen wird in sehr vielen Sprachen mit Wörtern bezeichnet, die Bewegung oder Wachstum ausdrücken: werden ist mit lat. *vertere* „wenden" identisch (vgl. auswärts) und zeigt dieselbe Entwicklung wie engl. *turn* (*to turn red*); dem engl. *become* entspricht frz. *devenir*, und lat. *fieri* „werden" hat sich ungefähr wie engl. *grow* (*to grow old*) entwickelt. In allen Sprachen finden wir ferner Bezeichnungen räumlicher Verhältnisse auf zeitliche übertragen, vgl. Zeitraum, frz. *espace de temps*, lange oder kurze Zeit, usw.; viele Präpositionen werden sowohl zeitlich als räumlich angewandt, und die meisten lassen sich überhaupt auf eine ursprünglich räumliche Bedeutung zurückführen.

62. Schon diese ganz kleine Auswahl der zahllosen vorhandenen Fälle zeigt, daß die Übertragungen sehr verschiedener Art sind. In vielen Fällen handelt es sich darum, daß der Name eines Dinges beibehalten wird, obwohl das Ding selbst sich verändert. Eine Falle ist ursprünglich eine Vorrichtung, in der etwas fällt, bezeichnet jetzt aber auch ganz andere Vorrichtungen, die demselben Zwecke dienen, während z. B. frz. *nasse à rats* eigtl. „Rattenreuse" eine Neubenennung ist, wobei ein Wort von einem anderen Gebiete übertragen worden ist. Wand ist mit winden verwandt und bedeutet zunächst Flechtwerk; als man von geflochtenen Wänden zu gemauerten überging, wurde der alte Name beibehalten. In ähnlicher Weise ist lat. *testa* „Topf" aus urspr. **texta* zu *texere* „flechten" entstanden und hat demnach von Haus aus einen geflochtenen Behälter bezeichnet; später hat man einen solchen mit Lehm bekleidet und ihn noch später ohne geflochtenes Gestell verfertigt, der Name ist aber geblieben, weil seine Bestimmung dieselbe blieb. Eine Feder heißt immer noch so, obschon wir nicht mehr mit Gänsefedern schreiben; vgl. frz. *plume*, russ. *pero*. Das Holzgefäß, worin die Stimmzettel niedergelegt werden, wird fortwährend eine Urne genannt. Das russische Zeit-

wort *strěljati* „schießen" gehört zu *strělá* „Pfeil". In allen solchen Fällen wird der ursprüngliche Name stets übertragen, weil man fühlt, daß es sich schließlich um denselben Gegenstand oder dieselbe Wirksamkeit handelt. Es kann aber auch vorkommen, daß man sich des Unterschiedes wohl bewußt ist und trotzdem den Namen zu bewahren wünscht, so bei vielen Surrogaten.

Auch in sprachgeschichtlicher Hinsicht sind die Übertragungen sehr verschieden. In einigen Fällen wird die übertragene Bedeutung noch als eine solche gefühlt, z. B. eine scharfe Zunge, eine kühle Antwort; in anderen denkt man nicht mehr an die Grundbedeutung: der Bock eines Wagens ruft nicht die Vorstellung vom Tiere desselben Namens hervor. Oft wird die übertragene Bedeutung als die wichtigste oder die einzige gefühlt, z. B. grübeln eigtl. „nach etwas graben", frz. *marguerite* „Gänseblümchen", ursprünglich „Perle". Endlich gibt es Wörter, die nur durch sprachgeschichtliche Untersuchung sich als alte Übertragungen erweisen.

63. Neue Wörter werden nun aber auch dort durch Übertragung gebildet, wo schon Benennungen vorhanden sind, weil man malende und anschauliche Ausdrücke nötig hat. Entstammen die obenerwähnten Übertragungen einem allgemeinen sprachlichen Bedürfnis, so werden die letzteren aus stilistischen Rücksichten geschaffen, nicht nur um einen Gedanken auszudrücken, sondern um ihn in einer besonderen persönlichen Weise auszudrücken. Nicht nur die Dichter lieben es, von Lilienarmen oder Perlenreihen zu sprechen, statt einfach „Arme" oder „Zähne" zu sagen, auch gewöhnliche Menschen suchen über die gegebenen Ausdrucksmittel der Sprache hinaus ihre Affekte und Stimmungen zu veranschaulichen, und je geringer die sprachliche Konvenienz einer Gesellschaft ist, um so größer ist die Menge der farbenreichen und energischen Ausdrücke. In gewissen Kreisen heißt es nicht „Nase", sondern Löschhorn, nicht „Bett", sondern Korb oder Nest usw.; in der französischen Vulgärsprache finden wir z. B. für „Kopf" *la boule, la poire*, für „Fuß" oder „Bein" *la patte, la quille* usw. Ein Blick in ein Slangwörterbuch wird sofort zeigen, wie massenhaft solche Ausdrücke vorhanden sind, namentlich auf den Gebieten des Geschlechtslebens, des Trinkens, des Spielens usw.; solche Wortsammlungen gewähren ein anschauliches Bild von dem, was große Teile der Bevölkerung interessiert und in welcher Weise. Weil aber diese subjektiven Bezeichnungen in einem fort gebildet werden, geschieht es seltener, daß sie sich in der Sprache festsetzen, oder daß die übertragene Bedeutung sich völlig von der ursprünglichen losreißt. Es kommt jedoch vor. Kopf, das ursprünglich

„Gefäß" bedeutet, hat das altererbte **Haupt** in dessen eigentlicher Bedeutung gänzlich verdrängt, genau wie im Frz. *chef* (vgl. *couvre-chef* „Kopfbedeckung", engl. *kerchief*) von *tête* verdrängt worden ist, das im Lateinischen (*testa*) „Topf" bedeutete, und das jetzt wiederum, wie eben erwähnt, von ähnlichen Bildungen in der Volkssprache bedroht ist.

Zu dieser Kategorie von Übertragungen gehören auch Schimpfwörter wie **Schwein**, **Esel**, **Gans** usw., die in vielen Sprachen wiederkehren. Auch Völker- und Berufsnamen werden in ähnlicher Weise verwendet: **flämisch** bedeutet roh, *Irish* auf englisch niederträchtig, **spanisch** im Dän. stolz, usw.; ein Schwächling wird **Schneider** genannt, frz. *se prélasser* „sich brüsten" heißt eigtl. „wie ein Prälat einherschreiten", usw.

64. Willkürlich stilistische Verwendung eines Wortes an Stelle eines anderen ist nun aber nicht auf das Gebiet der Übertragungen beschränkt, sondern findet auf zahlreiche andere Weisen statt. Viele Wörter bezeichnen z. B. Dinge, die man mit ihrem rechten Namen nicht gern nennt; man sucht ihnen daher solche Namen zu geben, die den Sinn mehr oder weniger deutlich durchschimmern lassen, oft auf Grund ganz zufälliger Umstände. Solche indirekte Benennungen können allgemein angenommen werden und erhalten dann allmählich genau dieselbe Bedeutung, die das Wort hatte, das man meiden wollte, denn das Ding selbst ändert sich ja nicht, weil man es anders benennt. Man will z. B. nicht direkt sagen, daß einer töricht ist, und man sagt dann, er sei „ganz aufrichtig" oder „einfach", was **albern** und **einfältig** ursprünglich bedeuten. **Krank** heißt von Haus aus „schwach", ist aber schonend an Stelle von **siech** verwendet worden und hat schließlich dessen Bedeutung ganz übernommen, wie frz. *malade* ursprünglich nur „sich schlecht befindend" heißt. *Trépasser*, das im Altfranzösischen „hinübergehen" bedeutet, ist später mit *mourir* gleichbedeutend geworden; vgl. d. **dahingeschieden**. Vor allem Bezeichnungen für verschiedene körperliche Verrichtungen, und was damit in Verbindung steht, werden in dieser Weise fortwährend neu geschaffen; denn sobald ein Wort den Sinn eines anderen übernommen hat, wird es selbst mißliebig. Anwendung schonender oder verhüllender Benennungen wird mit einem griechischen Worte **Euphemismus** genannt, wobei es sich natürlich auch um Übertragungen handeln kann. Davon verschieden, oft aber dieselben Ergebnisse herbeiführend, ist die ironische Redeweise, die eine Sache mit ihrem Gegenteil bezeichnet.

65. Es ist hier auch der Art und Weise zu gedenken, in der viele Titel willkürlich eine ausgedehnte Verwendung erhalten und dadurch ihre Bedeutungen verändern. **Herr** aus ahd. *hēriro* ist eigentlich Komparativ zu ***hehr*** und bedeutet von Haus aus „der Vornehmere"; es wurde

ursprünglich Höherstehenden gegenüber gebraucht, dann als allgemeiner Adelstitel (vgl. Herrenhaus) und schließlich auch in bürgerlichen Kreisen verwendet. Entsprechend bedeutet Frau ursprünglich „Herrin", was noch in „unserer Lieben Frau" erhalten ist, ist dann aber von stets weiteren Kreisen aufgenommen worden. Ähnliche Erscheinungen begegnen in vielen anderen Sprachen, vgl. z. B. frz. *monsieur, madame.* Mitunter geschieht es, daß die höheren Stände in solchen Fällen reagieren und den Gebrauch eines verallgemeinerten Titels geflissentlich vermeiden; in dieser Weise ist z. B. Madame, das früher wie Frau gebraucht wurde, ausschließlich Bezeichnung einer Frau niedrigen Standes geworden wie auch im Dänischen *madam.*

66. Auch die Verwendung übertreibender Ausdrücke kann eine Bedeutungsänderung herbeiführen, indem sie durch Wiederholung ihre Bedeutungsenergie abschwächen. Er wird schon gekommen sein drückt ursprünglich eine Zuversichtlichkeit aus: es wird sich (bei näherem Zusehen) erweisen, daß er gekommen ist, heute aber wird damit eine bloße Vermutung bezeichnet; so auch frz. z. B. *il aura manqué le train.* Ähnlich wird vielfach gewiß (und noch mehr im Dänischen das entsprechende *vist*) als Ausdruck einer Vermutung verwendet. Ganz gut besagt heute weniger als das einfache gut, während es zunächst verstärkend gemeint war wie in ganz vorzüglich, wo ganz seine Bedeutung unversehrt bewahrt hat, weil vorzüglich an sich eine absolute Bedeutung hat. Statt „vor kurzem" oder „binnen kurzem" kann man übertreibend „in diesem Augenblick" sagen, und eine Bezeichnung des Gegenwärtigen wird sich so zur Bezeichnung des Künftigen oder des Vorzeitigen entwickeln können; vgl. frz. *tout à l'heure*, das noch bei Molière = *en ce moment* vorkommt, heute aber entweder „vor kurzem" oder „binnen kurzem" bedeutet. Vieles von dem, was schrecklich, entsetzlich, grausam genannt wird, macht nicht mehr den ursprünglichen beabsichtigten Eindruck; *étonné* heißt frz. heute „erstaunt", in alter Zeit aber „erschüttert".

67. Es gibt noch mehrere Arten von willkürlicher Verwendung eines Wortes an Stelle eines anderen, die aber z. T. mehr eine literär-stilistische Rolle spielen, ohne eine eigentliche Bedeutungsänderung zu bewirken. Sagt man z. B., daß eine Zeitschrift die besten Federn an sich geknüpft hat, ist Federn für „Schriftsteller" gesetzt, kann aber nicht nach Belieben in dieser Bedeutung gebraucht werden. Es heißt ferner „die ganze Stadt weiß es" für „alle Einwohner der Stadt" oder „er weckt das ganze Haus", frz. *toute la table se retourna* (Daudet) für „die am Tische sich befindenden Gäste" (was jedoch analogisch gebildet werden

kann, vgl. § 57 Schluß). So hat man auch Frauenzimmer für die darin sich aufhaltenden Frauen gesagt, was dann später zu der weiteren Entwicklung dieses Wortes Veranlassung gegeben hat (§ 57). Weitere Fälle sind z. B. Schwarzrock für „Priester", frz. *robe rouge* für „Richter", engl. *redcoat* für „Soldat" usw.

68. Neben den psychologischen Vorgängen, von denen die wichtigsten im vorhergehenden erwähnt wurden, sind vielfach auch verschiedene äußere Umstände bei der Erklärung des Bedeutungswandels zu berücksichtigen. Wenn Korn in Norddeutschland „Roggen" bedeutet, in anderen Gegenden aber „Hafer" oder „Weizen", in Schweden und einem Teile von Dänemark „Gerste", oder wenn engl. *corn* in England „Weizen" ist, in Schottland dagegen „Hafer" und in Amerika „Mais", so hängt dies natürlich davon ab, daß die genannten Getreidesorten in den betreffenden Gegenden überwiegend angebaut werden oder worden sind. Ähnlich hat das frz. *aumaille* aus lat. *animalia* „Tiere" in den Mundarten bald die Bedeutung „Rindvieh", bald „Pferde", „Schweine" oder „Schafe". Ein Zeitwort, das eine Wirksamkeit im allgemeinen bezeichnet, kann in entsprechender Weise verschiedene Sonderbedeutungen erhalten. Der dänische Bauer „steint" sein Feld, d. h. schafft die Steine weg, der Fischer aber „steint" seine Netze, d. h. versieht sie mit Steinen, damit sie sinken können. Eigentlich ist hierdurch noch keine Bedeutungsänderung eingetreten, sondern nur eine Einschränkung des Begriffsumfanges. Geschieht es aber, daß solche Spezialisierungen neben der allgemeinen Bedeutung eines Wortes gebraucht werden, was namentlich der Fall ist, wenn sie weiteren Kreisen bekannt werden, wird das Ergebnis eine Spaltung der Bedeutung sein. Eine Operation wird meistens als eine chirurgische Operation verstanden, trotzdem es auch mathematische und strategische Operationen gibt, die ihrerseits auch spezielle Verwendungen der allgemeinen Bedeutung „Unternehmen" sind; der ärztliche Gebrauch des Wortes ist verallgemeinert worden, weil er die Menschen in ganz besonderer Weise berührt. Daß Gewehr heute mit „Flinte" gleichbedeutend geworden ist, während es von Haus aus „Wehr" im allgemeinen bedeutet, ist auf Rechnung der Militärsprache zu setzen; weniger verbreitet ist die Bedeutung „Hauzähne" (des Wildschweins), das ursprünglich der Jägersprache angehört; vgl. frz. *défenses*. Frz. *traire* „melken" aus lat. *trahere* „ziehen" kann natürlich nur in landwirtschaftlichen Kreisen entwickelt sein, usw.

69. Ferner kommen allgemeine gesellschaftliche, kulturelle und geschichtliche Verhältnisse in Betracht. Wenn Bauer und entsprechende Wörter in anderen Sprachen auch für „plumper Mensch" u. ä. ge-

braucht wird, ist es natürlich eine Übertragung, die aber erst erklärlich wird, wenn man den Unterschied zwischen den Ständen und daraus folgende Gefühle und Stimmungen berücksichtigt. Daß frz. *viande* bei Molière noch „Nahrung", heute nur „Fleisch" bedeutet, setzt voraus, daß Fleischspeisen als Hauptnahrung angesehen worden sind. Tisch ist von Haus aus eine runde Scheibe (aus lat. *discus*, griech. *diskos* „Wurfscheibe") und bedeutete anfänglich ein Brett, worauf das Essen dem einzelnen vorgesetzt wurde, vgl. engl. *dish* „Schüssel"; später ist dann das Wort auf verbesserte Einrichtungen übertragen worden (§ 62), Reste der älteren Bedeutung haben wir aber noch in Wendungen wie „den Tisch aufheben", frz. *mettre la table*. Frz. *bâtir* ist mit d. Bast verwandt; die Grundbedeutung ist „mit Bast flechten" und reicht in eine Zeit zurück, wo man die Häuser aus geflochtenen Wänden verfertigte; die heutige Bedeutung beruht wieder auf Übertragung wie beim Worte Wand. Um die Benennung Stadtviertel, frz. *quartier*, zu verstehen, muß man sich erinnern, daß viele romanische Städte aus römischen Standlagern hervorgegangen sind, und daß solche regelmäßig in vier Teile eingeteilt waren, wie es heute noch z. B. in den dalmatinischen Städten Zara und Spalato zu sehen ist. Dem lat. *hostis* „Feind" entspricht Laut für Laut d. Gast aus urgerm. **gastiz*; die Grundbedeutung „Fremder" ist für das Altlateinische bezeugt, und daß sie sich zu „Feind" entwickelt hat, stimmt mit dem kriegerischen Charakter der Römer.

Oft kann die Veranlassung eines Bedeutungswandels ganz zufällig und daher schwierig zu ermitteln sein; nicht immer sind wir in derselben glücklichen Lage wie in betreff des Wortes Grog, das sich folgendermaßen erklärt: es ist ursprünglich ein Spitzname des englischen Admirals Vernon, der gewöhnlich seine Kleider aus *grogran* (frz. *gros grain*) machen ließ; weil er seinen Schiffsleuten verbot, den Rum rein zu trinken, nannten sie die Mischung von Rum und Wasser einen Grog.

70. Von den möglichen Bedeutungen eines Wortes kommt in einem gegebenen Augenblicke gewöhnlich nur eine einzelne zur Geltung. Jede Bedeutung ist somit als ein selbständiges Wort zu fassen, nicht nur wo die Formen auseinandergehen wie bei Nelke, das ursprünglich Diminutiv zu Nagel ist, sondern auch wo die Form unverändert bleibt: der Lampenfuß ruft keine Vorstellung vom menschlichen Fuße hervor. Die Bedeutung eines Wortes kann daher manchmal in Widerspruch mit der buchstäblichen geraten, ohne daß das Sprachgefühl sich dessen bewußt wird. Auch derjenige, der Stühle oder Schränke verfertigt, wird Tischler genannt, und Henker sollte eigtl. nur derje-

nige sein, der die Leute hängt. Solche Fälle kommen in allen Sprachen massenhaft vor, vgl. ferner silberne Hufeisen, ein alter Junggesell, frz. *un vieux garçon*, die größere oder kleinere Hälfte, frz. *la plus grande moitié*, usw. Je mehr man aber über die Sprache reflektiert, um so mehr wird man auf solche Widersprüche aufmerksam, und es gibt Fälle, die dem einen unbedenklich erscheinen, dem anderen hingegen anstößig sind. Der Lateinkundige wird sich sträuben, von einem Lustrum von sieben Jahren zu sprechen, weil er weiß, daß ein Lustrum bei den Römern eine fünfjährige Periode war, für andere ist der Ausdruck aber nicht auffallender als z. B. frz. *une quarantaine de dix jours*, obwohl *quarantaine* ursprünglich „40 Tage" bedeutet. Oft wird dieses Verhältnis wie überhaupt die Mehrdeutigkeit (Polysemie) der Wörter dazu benutzt, eine komische Wirkung zu erzeugen („die Hundesteuer soll auf die Katzen ausgedehnt werden"), und auch viel unfreiwillige Komik fließt aus dieser Quelle. In anderen Fällen entstehen bekanntlich daraus ernste Mißverständnisse oder verhängnisvolle Streitigkeiten.

B. Veränderungen im Wortschatz.

71. Wir haben im vorhergehenden gesehen, wie die Wörter sowohl ihre Gestalt als ihre Bedeutung ändern können. Daneben finden fortwährend Umwandlungen im gesamten Wortbestand der Sprache statt, indem auf der einen Seite Wörter aussterben, auf der anderen neue Wörter geschaffen werden.

Die nächste Veranlassung dazu, daß Wörter aus der Sprache verschwinden, ist natürlich, daß man sie nicht mehr braucht, weil sie aufgehört haben, etwas in der Welt der Wirklichkeit Vorhandenes zu bezeichnen. Viele Wörter sind Ausdrücke für Begriffe, die veränderlich sind, weil das Kulturleben auf verschiedenen Gebieten immer Neues schafft. Schwinden solche Kulturbegriffe, wird auch das Wort in Vergessenheit geraten, wenn es nicht gerade auf etwas Neues übertragen wird (§ 62). So wechseln häufig Wörter für Kleider, Waffen, Geräte, soziale Einrichtungen und Zustände, usw. Es hält sich jedoch manches Wort nach dem Untergange der Sache in der Weise, daß es gebraucht wird, wenn alte Zustände erwähnt oder beschrieben werden. Ein solches historisches Wort ist z. B. Truchseß. Ferner können sonst verschwundene Wörter heute noch als Namen bestehen, z. B. Sauter aus mhd. *sūtære* „Schuster" wie frz. *Lesueur* aus afrz. *sueur*, lat. *sutor*. Endlich kommt es bisweilen auch vor, daß ein untergegangenes Wort neu belebt wird wie Kemenate (mhd. *kemenāte*) oder frz. *tournoi* „Sportskampf", afrz. „Turnier".

72. Die Wörter verschwinden indessen nicht nur mit den Sachen. Auch solche, die feste Begriffe bezeichnen, werden sehr häufig ungebräuchlich, und zwar in zweifacher Weise. Bei den meisten sogenannten Naturvölkern finden wir eine Unmenge von Wörtern, die Sachen oder Wirksamkeiten bezeichnen, für die zivilisierte Völkerschaften keine Ausdrücke besitzen. Die Nahukwaner in Südamerika brauchen ca. 60 Wörter für Körperteile, die Eskimos eine Reihe von Wörtern für einjährige, zweijährige, dreijährige Robben usw., aber kein Wort, das kurzweg „Robbe" bedeutet, und es ist erlaubt zu vermuten, daß auch unsere sogenannten Kultursprachen einst einen ähnlichen Reichtum an Wörtern gehabt haben, die aber abhanden gekommen sind, nachdem das Verhältnis der Menschen zur Natur weniger innerlich und auch das Abstraktionsvermögen größer geworden war. In solchen Fällen ist also das Wort verschwunden und die Sache ohne Bezeichnung geblieben. Sonst handelt es sich darum, daß Wörter vielfach von anderen ersetzt werden. Der Anlaß hierzu ist in einigen Fällen leicht ersichtlich, in anderen können die Aufgaben recht schwierig sein, die der Onomasiologie oder Lehre von den Begriffsbezeichnungen gestellt werden.

73. Wörter wie Vater, Mutter, Sohn, Tochter sind meistens sehr stabil; sie gehören durchweg zum ältesten Kern des Wortschatzes, und in verwandten Sprachen weisen sie in der Regel übereinstimmende Formen auf. Ganz anders verhält es sich mit Benennungen wie Knabe und Mädchen, die nicht in den verwandten Sprachen wiederkehren; vgl. engl. *boy* und *girl*, schwed. *gosse* und *flicka*, norw. *gut* und *jente*, dän. *dreng* und *pige*. Hieraus den Schluß zu ziehen, daß solche Benennungen dem Altgermanischen abgingen wäre gewiß verfehlt; sie müssen vorhanden gewesen sein, sind aber verschwunden, wie das lat. *puer* und *puella* im Romanischen vor Bezeichnungen wie frz. *garçon* und *fille*, it. *ragazzo* und *fanciulla*, span. *muchacho* und *niña*, rum. *băiat* und *fată* gewichen sind. Der Grund ist offenbar die volkstümliche Neigung zu ausdrucksvollen Bezeichnungen, die subjektive Ausdrucksweise, deren Wichtigkeit für den Bedeutungswandel wir oben (§ 63 ff.) gesehen haben. Es wird dies auch von einer näheren Untersuchung der betreffenden Wörter bestätigt; Knabe z. B. bedeutet noch mundartlich „Stift", „Bolzen". Die ganze Erscheinung spielt überhaupt eine hervorragende Rolle im Leben der Sprache. Um nur noch ganz vereinzelte Beispiele zu geben, hat das altererbte Haupt dem Kopfe Platz machen müssen, wie *chef* im Französischen von *tête* verdrängt worden ist, beide wie oben gezeigt ursprünglich malerische Bezeichnungen. Im Romanischen hat *manducare*, ursprünglich „kauen", das alte *edere* „essen" verdrängt:

frz. *manger*, rum. *mînca* usw.; frz. *donner* ist in den Mundarten vielfach von *bailler* ersetzt worden, das ursprünglich „überantworten" bedeutet.

74. Sodann kommt nicht selten der Euphemismus in Betracht. Wörter, die man nicht gern ausspricht, können entstellt werden (§ 25), oder aber man kann sie durch andere ersetzen. Tatsächlich werden auf gewissen Gebieten unaufhörlich neue Wörter geschaffen, weil sie bald denselben Wert erhalten wie die Wörter, die sie vertreten sollen. Mitunter genügt es, daß ein Wort an ein verpöntes Wort anklingt, um es in gewissen Kreisen mißliebig zu machen. Die französischen Preziösen wollten das Wort *écu* ausmerzen, weil es an *cul* erinnerte. Mit dieser Erscheinung verwandt ist die Tabusitte, die es verbietet, gewisse Wörter zu nennen, um nicht damit Unheil zu stiften, und die z. B. in der Jäger- und Fischersprache die ständige Vermeidung vieler Wörter bewirkt; bekanntlich heißt es nicht „Blut" (des Wildes), sondern Schweiß. Ist nun die Jagd eine allgemeine Beschäftigung wie zweifelsohne in alten Zeiten, kann ein solcher Namentabu dauernde Folgen haben, und damit muß z. B. erklärt werden, daß der alte Name des Bären (lat. *ursus*, griech. *arktos*) im Slawischen und Germanischen anderen Namen gewichen ist; er heißt im Slawischen „Honigesser" (russ. *mĕdvĕdĭ*), im Germanischen Bär (engl. *bear*), eigtl. „der Braune". Die Tabusitte ist besonders bei verschiedenen polynesischen Stämmen verbreitet, woher auch der Name stammt.

75. Man hat ferner gemeint, daß Homonymie oder vollständige Lautähnlichkeit zwischen Wörtern Schuld daran sein könne, daß eines von ihnen aufgegeben und durch ein anderes ersetzt wird, das zu keinen Mißverständnissen Anlaß geben kann. Das alte *wīch* „heilig" (vgl. Weihnachten) soll z. B. darum nicht als weich erhalten sein, weil es mit weich aus ahd. *weih* verwechselt werden könnte, und afrz. *plain* „flach" ebenfalls von *plat* verdrängt worden sein, weil es mit *plein* zusammenfiel. Ohne Zweifel sind solche Umstände von Bedeutung, es ist nur sehr schwierig, ihre Einflüsse im einzelnen darzulegen, denn in allen Sprachen gibt es solche Homonyme, die nicht beseitigt sind. Wenn aber bedeutungsverwandte Wörter desselben Stammes nebeneinander bestehen, werden sie tatsächlich oft verwechselt, so daß schließlich nur das eine gebraucht wird. Beispiele sind oben § 56 gegeben; es kann noch erwähnt werden, daß lernen und lehren in den Mundarten nicht geschieden werden, und daß schon im Mittelniederdeutschen das letztere das erstere in sich aufgenommen hat: *lēren*, woraus dän. *lære* „lehren" und „lernen". Es gehört auch hierher, wenn von zwei Bedeutungen eines Wortes die eine von der anderen ver-

drängt wird; so weicht im Französischen *départ* „Scheidung" vor *départ* „Abreise", *commerce* „Umgang" vor *commerce* „Handel".

76. Viele Wörter werden ferner im Laufe der Zeit aufgegeben, weil sie mit Bezug auf ihre Form vereinzelt dastehen. In solchen Fällen entstehen, wie wir oben gesehen haben, sehr häufig durch Angleichung neue Formen, die sich leichter mit dem übrigen Sprachstoff assoziieren. Die alten Formen *tiers, quart, quint* sind im Neufranzösischen ausgestorben, weil sie nicht wie die Neubildungen *troisième, quatrième, cinquième* mit den entsprechenden *trois, quatre, cinq* übereinstimmten. Ebenso ist die in den Augen vieler barbarische Form *solutionner* heute auf gutem Wege, das alte *résoudre* zu verdrängen, weil dies von *solution* zu weit absteht. Solche unbewußt praktischen Rücksichten können überhaupt sehr oft von Bedeutung sein, wenn ein Kampf zwischen verschiedenen Bezeichnungen derselben Sache besteht; ein kurzes Wort, das sich leicht zu weiteren Wortbildungen fügt, hat alle Aussicht, einem schwerfälligeren bevorzugt zu werden.

77. Endlich kann auch Entlehnung von Wörtern aus anderen Sprachen das Abhandenkommen einheimischer Wörter bewirken. Die Berührung mit einer fremden Sprache kann eine so innige sein, daß viele zweisprachig sind, oder es kann Sache der Mode werden, fremde Wörter und Ausdrücke zu benutzen. Infolge der starken Berührung mit Norddeutschland im Mittelalter, sind im Dänischen nicht wenige aus dem Altnordischen ererbte Wörter zugunsten niederdeutscher aufgegeben worden. Der Einfluß kann ein allgemeiner sein oder sich durch Vermittelung gewisser Erwerbs- oder Berufsklassen vollziehen, die zuerst die fremden Benennungen anwenden. Schwindsucht ist ein seltenes Wort geworden, nachdem man sich gewöhnt hat, die ärztliche Bezeichnung Tuberkulose zu gebrauchen; ebenso heißt heute im Französischen der Tuberkelkranke *tuberculeux*, früher *phtisique* oder *poitrinaire*.

78. Die Wörter verschwinden nicht auf einmal, sondern hören nach und nach auf, gebraucht zu werden. Jede Sprache enthält eine Anzahl von Wörtern, die man als veraltet zu bezeichnen pflegt; sie werden zwar noch verstanden, wenn sie in der Schriftsprache oder im sogenannten hohen Stile vorkommen — weshalb sie auch „literarische Wörter" genannt werden —, finden sich aber in der alltäglichen Rede so gut wie nicht. Veraltete Wörter können ferner in gewissen Verwendungen unangefochten bleiben. Wenn sie einen Teil einer festen Wortverbindung bilden, die von Geschlecht zu Geschlecht unverändert überliefert wird, können sie sehr lange erhalten werden. Viele Sprichwörter, Redensarten und Zusammensetzungen bewahren in dieser Weise oft

Jahrhunderte hindurch Wörter, die sonst nicht mehr gebräuchlich sind. Es heißt z. B. frz. *par monts et par vaux*, obwohl *mont* und *val* schon längst von bzw. *montagne* und *vallée* verdrängt worden sind. Dasselbe gilt natürlich auch von veralteten Wortformen, z. B. „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen", wo der Reim die alte Form sungen für heutiges sangen (vgl. § 17) erhalten hat. Dann kommt es auch vor, daß Wörter auf gewisse Sonderbedeutungen beschränkt werden. Im Dänischen ist das alte Wort *æde* „essen" in der Weise von dem aus dem Deutschen entlehnten *spise* „speisen" zurückgedrängt worden, daß es heute nur von Tieren oder von Menschen in der Bedeutung „fressen" gebraucht wird.

79. Das Aussterben der Wörter führt also bei weitem nicht immer zu einer Verarmung des Wortschatzes, und etwaige Verluste werden reichlich dadurch ersetzt, daß fortwährend neue Wörter aus dem vorhandenen Sprachstoffe durch Zusammensetzung und Ableitung gebildet werden.

Eine Zusammensetzung ist eine Verbindung von zwei oder mehreren Wörtern, die als eine Einheit gefühlt wird. Nicht alle Einheiten aber sind Zusammensetzungen. Wenn die einzelnen Glieder noch als selbständig gefühlt werden können, spricht man von Zusammenrückungen (Juxtaposition), z. B. achtgeben (Acht geben), statthaben (Statt haben), oder mit Bindewörtern z. B. Hab und Gut, Freund und Feind, die sich als Einheiten dadurch erweisen, daß nur das eine Glied veränderlich ist: Freund und Feindeshand, usw. Eine eigentliche Zusammensetzung haben wir, wenn eine solche Einheit isoliert wird, was meistens auf Spezialisierung der Bedeutung beruht: ein Halbstiefel ist von einem halben Stiefel verschieden wie Rotstein nicht mit einem roten Stein gleichbedeutend ist. Es versteht sich aber von selbst, daß es hier keine festen Grenzen gibt.

Entwicklung von Zusammenrückung zu Zusammensetzung findet zu allen Zeiten statt, nicht alle Zusammensetzungen aber sind in dieser Weise entstanden. Sehr viele werden den schon vorhandenen analogisch nachgebildet, und wir haben hier ein Gebiet, wo sich die sprachschöpferische Kraft der Analogiebildung vorzüglich bewährt. Im alltäglichen Leben wird augenblicklichen Bedürfnissen gemäß immerfort eine Menge von zusammengesetzten Wörtern gebildet, von denen viele nie zu allgemeiner Verwendung gelangen. Auch das vollständigste Wörterbuch wird nie die tatsächlich vorkommenden Fälle sämtlich verzeichnen können.

80. Durch Zusammensetzung werden die Wörter in sehr verschiedener Weise verbunden, z. B. Dienstmann (Subst. mit Subst.), Altmeister (Adj. mit Subst.), ellenlang (Subst. mit Adj.), graugrün (Adj. mit Adj.), Wohltat (Adv. mit Subst.), Haltestelle (Verbum

U. OF ILL. LIB.

mit Subst.), usw. Das letzte Glied ist gewöhnlich vom ersten bestimmt, vgl. Baumgarten und Gartenbaum, Affenmensch und Menschenaffe, sonst aber besteht kein logisches Verhältnis zwischen den Gliedern, vgl. Speiseschrank — Fliegenschrank, Kuhmilch — Buttermilch — Kindermilch. Der Form nach scheidet man sogenannte echte Zusammensetzungen wie Dienstmann, engl. *mankind*, die einen uralten Typus darstellen, und unechte Zusammensetzungen wie Volkstum, Regierungsrat, wo die Glieder mittelst einer Kasusendung verbunden erscheinen; hierzu auch romanische Verbindungen wie frz. *moulin à vent, morceau de musique*. Da Zusammensetzungen Einheiten sind, können sie wiederum in neue Zusammensetzungen eingehen, und viele solche können von einer imponierenden Länge sein; die theoretische Möglichkeit ist mit scherzhaften Bildungen wie Dampfschiffahrtsgesellschaftsdirektorstellvertretergemahlin noch lange nicht erschöpft. Solche Gebilde sind aber immer in je zwei Glieder zu zerlegen; vgl. Fremdwörter-buch und Hand-wörterbuch. Aus praktischen Rücksichten werden längere Zusammensetzungen oft gekürzt, dreigliedrige bisweilen in der Weise, daß das mittlere Glied ausgestoßen wird; vgl. Zug für Eisenbahnzug, Saumpfad für Saumtierpfad.

81. Die nächste Folge davon, daß Zusammensetzungen Einheiten bilden, ist die, daß Wörter, die eine solche ausmachen, gewissermaßen ihre Selbständigkeit verlieren und sich nicht mehr wie im freien Zustande entwickeln. Somit kann bei den Gliedern einer Zusammensetzung z. B. folgendes beobachtet werden: 1. Besondere Lautverhältnisse, z. B. Herzog, Herberge neben Heer (§ 40); Drittel, Viertel neben Teil. 2. Erhaltung sonst nicht vorkommender Wörter (vgl. § 78), z. B. Bräutigam aus mhd. *briutegome*, wo *gome* „Mann" bedeutet und mit lat. *homo* identisch ist; Werwolf, wo *wer* ursprünglich „Mann" bedeutet (lat. *vir*); Schwiegermutter (früher Schwieger allein). 3. Besondere Bedeutungen, z. B. Wallfahrt, Vorfahren mit der ursprünglichen Bedeutung von fahren „sich bewegen, gehen"; Selbsucht mit der ursprünglichen Bedeutung von Sucht „Krankheit"; Leichdorn, wo Leiche „Körper" bedeutet; frz. *couvre-chef* mit der alten Bedeutung von *chef* „Kopf", usw. 4. Erhaltung von alten Flexionsformen; Vaterland ist anscheinend wie Dienstmann gebildet, enthält aber die alte Genitivform *vater*; in Wiegenlied, Blumentopf stecken alte Genitive auf *en*. In Fällen wie Arbeitszimmer, Regierungsrat usw. ist *s* hingegen von Zusammensetzungen mit maskulinen und neutralen Substantiven übertragen worden.

82. Viele Zusammensetzungen werden nach und nach als solche unkenntlich, d. h. die einzelnen Glieder werden nicht mehr mit anderen Wörtern assoziiert, und oft kann nur eine sprachgeschichtliche Untersuchung die ursprüngliche Zusammensetzung nachweisen. Welt heißt ahd. *wëralt* aus *wer* „Mann" und *alt* „Alter, Generation" (altn. *verǫld*; vgl. engl. *world*, schwed. *värld*); Messer ist aus ahd. *mezzi-rahs, mezzisahs*, eigtl. „Speiseschwert" entstanden, Adler aus *Adelaar*, Schuster aus mhd. *schuochsūtære* (vgl. den Eigennamen Sauter), usw. In Fällen wie mundartlich Hampfel (Handvoll), Mumpfel (Mundvoll), Arfel (Armvoll) sehen wir ein Wort gleichsam zu einer Endung zusammengeschrumpft. Sind nun die Verhältnisse günstig, wird eine solche Endung produktiv werden können, d. h. sie kann auf andere Wörter übertragen werden, ohne daß es sich dabei um ursprüngliche Zusammensetzung mit dem Worte in seiner ursprünglichen Gestalt und Bedeutung handelt; man spricht dann nicht mehr von einer Zusammensetzung, sondern von einer Ableitung. Die Voraussetzung hierfür ist nicht nur, daß das Schlußglied in Form oder Bedeutung verdunkelt wird, sondern auch, daß das vordere Glied deutlich bleibt; die Folge ist dann, daß das Schlußglied nicht mehr vom Vordergliede bestimmt wird, sondern daß dies zum Hauptgliede wird.

83. Sehr viele Ableitungsendungen sind in dieser Weise entstanden, jedoch nicht alle; wenn man z. B. neue Zeitwörter mit der Endung -en, -ieren bilden kann, liegt hier kein ursprüngliches selbständiges Wort vor, sondern die Infinitivendung wird aus den fertigen Infinitivformen abstrahiert. Die Entwicklung vom Zusammensetzungsglied zur Ableitungsendung läßt sich mehrfach in historischer Zeit verfolgen. Die Endung -heit ist im Althochdeutschen und Gotischen noch als selbständiges Wort vorhanden, ahd. *heit* got. *haidus*, das „Art, Weise, Beschaffenheit" bedeutet. Aus einer Verbindung wie etwa got. *skaunis haidus* „schöne Beschaffenheit" entwickelt sich eine feste Zusammensetzung wie ahd. *scōnheit* „schönes Aussehen", und in diesem und ähnlichen Fällen wird die Bedeutung von *heit* abgeschwächt, so daß es nicht mehr als Substantiv gefühlt wird, sondern als eine Endung, die das Adjektiv *scōn* in ein Substantiv mit einer bestimmten abstrakten Bedeutung verwandelt. Solche Fälle sind dann für weitere Gebilde vorbildlich geworden, wobei die Endung mehr und mehr ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Bedeutung verwendet wurde, so daß diese schließlich gänzlich erlosch; vgl. Begebenheit, Anwesenheit. In entsprechender Weise hat sich die Endung -lich aus altem *līch* „Körpergestalt" entwickelt; weiblich ist von Haus aus „weibliche Ge-

stalt habend", freundlich „Freundesgestalt habend", in Fällen wie häßlich läßt sich aber die Grundbedeutung nicht mehr so nachempfinden. Fruchtbar, dankbar ist ursprünglich „fruchttragend, dankbietend" (=bar mit gebären, eigtl. „tragen", verwandt); sonderbar hingegen läßt sich nicht mehr so analysieren.

84. Ein typisches Beispiel der entsprechenden Entwicklung einer Adverbialendung bietet uns die romanische Adverbialendung *-mente*, frz. *-ment*. Man sagte lat. z. B. *clara mente* „in einer klaren Weise", wobei *mente* eine Kasusform war von dem weiblichen Substantiv *mens* „Charakter", dann „Beschaffenheit, Weise", und *clara* vorgestelltes Adjektiv in demselben Kasus. Diese syntaktische Verbindung erhielt sich als eine feste Einheit, nachdem die Kasusflexion sonst verschwunden war, und *claramente* mußte dann natürlich als eine besondere Adverbialbildung zum Adjektiv *claru* gefaßt werden, und so kommt es, daß heute im Französischen, Italienischen und Spanischen Adverbien aus Adjektiven so gebildet werden können, daß man *-mente* an die Femininform des Adjektivs fügt. Ein Überbleibsel des ursprünglichen Verhältnisses besteht noch heute im Spanischen, wo *-mente* in Fällen wie *clara y concisamente* „in klarer und bündiger Weise" nicht doppelt gesetzt wird; der historische Sachverhalt ist ja dieser, daß hier von Haus aus zwei Adjektive einem Substantiv vorgestellt waren; wenn man im Altprovenzalischen z. B. *devotamen e humil* „in ehrerbietiger und demütiger Weise" sagen konnte, erklärt sich das daraus, daß man von zwei Adjektiven oft das eine vor, das andere nach dem Substantiv stellte. Ansätze zu einer ähnlichen Entwicklung zeigen Fälle wie kreuzweise, teilweise neben glücklicherweise; im Englischen wird *wise* als selbständiges Wort immer seltener und ist in Fällen wie *otherwise, somewise, likewise* bloße Endung.

85. Auch Vorsilben entwickeln sich durch ähnliche Vorgänge. Während wir es z. B. in ausführen, eintragen, aufnehmen usw. mit Zusammensetzungen selbständiger Wörter zu tun haben, verhält es sich anders mit bestimmen, erhalten usw. Be= ist an sich bedeutungslos, gibt aber dem folgenden Worte eine besondere Bedeutung, so daß begraben nicht dasselbe wie graben besagt und bedeuten von deuten verschieden ist. Ursprünglich ist es aber ein selbständiges Wort, oder vielmehr zwei Wörter, die z. B. im Altgriechischen geschieden vorkommen: *epi* „auf" und *amphi* „herum" sind in diesem Worte zusammengefallen. Die Vorsilbe er= heißt ursprünglich *ur* „aus", und der ursprüngliche Sinn von „aus dem Schlaf erwecken" ist eigtl. „aus dem Schlaf herauswecken"; dann ist er= ein Mittel zur Bezeichnung der vollendeten Handlung geworden: ersteigen, erschlagen usw.

86. Zusammensetzung und Ableitung sind nie versiegende Quellen zur Bereicherung der Sprache. Von großer Bedeutung ist es hierbei, daß eine Endung durch Analogiebildungen ihr Verwendungsgebiet erweitern kann. So wird -er von Haus aus nur an Substantive gefügt, z. B. Fischer, aus Fisch, ist derjenige, der sich mit Fischen beschäftigt; später wird aber das Wort auf fischen bezogen und dann auch zu gerben ein Gerber, zu jagen ein Jäger usw. gebildet. Weitere Erweiterungen zeigen Wörter wie Leuchter, Ableger, engl. *sleeper* „Schlafwagen", wo nicht mehr Personen bezeichnet werden; ursprünglich sind einige Benennungen auf -er auf leblose Dinge übertragen und dann zahlreiche andere nach deren Muster gebildet worden. Es gibt aber noch ein anderes Mittel zur Bildung neuer Wörter, das nicht zu unterschätzen ist, nämlich die oben § 29 erwähnte Rückbildung. Damit verwandt ist der Vorgang, wodurch im heutigen Englisch ein Substantiv als Zeitwort gebraucht werden kann (*to man a ship*) oder umgekehrt ein Zeitwort zum Substantiv wird (*a build*), indem die zahlreichen Fälle, wo ein Substantiv und ein Zeitwort desselben Stammes lautlich zusammengefallen sind (*a fish* aus altengl. *fisc*, *to fish* aus altengl. *fiscian*), nachgeahmt worden sind.

87. Es erübrigt noch die Frage kurz zu erörtern, ob der Wortschatz auch durch willkürliche Wortschöpfungen bereichert wird. Daß Wörter frei erfunden werden können, ist höchst wahrscheinlich, es ist aber schwierig, ganz sichere Beispiele außerhalb des Gebietes der schallnachahmenden Wörter nachzuweisen. Viele anscheinend frei erfundenen Wörter gehen auf schon vorhandene zurück, so das oft erwähnte, von dem holländischen Gelehrten van Helmont geschaffene Wort Gas, das einfach das griech. *chaos* ist (die holländische Aussprache von *g* ist hier ungefähr *ch*); auch die zahlreichen modernen Reklamenamen wie Odol, Javol usw. sind nicht frei erfunden, vielmehr nur die sonderbarsten Mischungen von Wörtern und Silben aus allerhand Sprachen, vielleicht jedoch das Wort Kodak ausgenommen. Es sind namentlich Kinder, die manchmal ganz neue Wörter schaffen können, und es ist sehr wohl möglich, daß solche Wörter sich hie und da erhalten, wie Jespersen (Growth and Structure of the Engl. Langu. 177) einen solchen Ursprung für eine Reihe sonst dunkler Wörter im Englischen vermutet hat.

C. Veränderungen im Wortgefüge.

88. Die Kräfte, die wir bei den äußeren und inneren Umgestaltungen der Wörter wirksam gesehen haben, zeigen sich auch bei den nicht weniger bedeutsamen Veränderungen, die das Wortgefüge erleiden kann. Auch

hier können wir zwischen äußeren und inneren Umbildungen scheiden; entweder wird die Form einer Wortverbindung geändert, z. B. frz. *je m'en rappelle* für *je me le rappelle*, oder ihr Sinn wird anders als bisher üblich gedeutet, z. B. frz. *il fait beau | voir* für *il fait | beau voir*, was jedoch oft zu weiteren formalen Änderungen Anlaß gibt. Und endlich können Wortverbindungen aufgegeben werden, indem andere Ausdrücke sie nach und nach verdrängen.

89. Eine Wortverbindung kann erstens durch Einfluß einer anderen bedeutungsverwandten Verbindung eine andere Form erhalten. Wenn es z. B. im Französischen nach *vers les deux heures, vers les trois heures* usw. nun auch *vers les une heure* heißt, obwohl *les* hier gar nicht logisch berechtigt ist, so ist dies eine Angleichung, die von den oben § 15 ff. besprochenen nicht verschieden ist. Das überflüssige *de* in Fällen wie *il y a eu un homme de tué* ist eigtl. nur am Platz in z. B. *il y a eu vingt hommes de tués* „an getöteten gab es es 20 Mann" und ist von hier aus analogisch weitergeführt worden. Es heißt sich mit etwas begnügen, aber über etwas vergnügt sein, weil vergnügt soviel wie „froh" besagt und daher wie dies behandelt wird; auf etwas wirken hat auch auf etwas einwirken mit sich geführt. Oft wird ein Substantiv mit einer Präposition verbunden, die von Haus aus nur einem entsprechenden Zeitwort zukommt, z. B. frz. *un peintre sur porcelaine* nach *peindre sur porcelaine.* Auch der eigentümliche Gebrauch vom Verb. *être* in den zusammengesetzten Zeiten der reflexiven Verben im Französischen ist durch Angleichung entstanden: zu *je me lève, je me levais* usw. hieß das Perfekt ursprünglich *je suis levé* (oder *je m'ai levé* das noch mundartlich erhalten ist), später wurde dann das Reflexivum nach dem Muster der übrigen Zeitformen hinzugefügt: *je me suis levé.*

Ist die Veränderung in solchen Fällen von bedeutungsverwandten Verbindungen hervorgerufen, so ist anderswo Verwandtschaft in der grammatischen Funktion der einzelnen Glieder für die Umbildung maßgebend. Statt ich verhehle dich die Sache, wie es altindogermanischem Sprachgebrauch gemäß heißt (vgl. lat. *celo te rem*), ist ich verhehle dir die Sache eingetreten, weil es sonst allgemeine Regel ist, daß von zwei Objekten das eine indirekt (dativisch) ist. Die regelmäßig gewordene Wortfolge Subjekt — Verb. hat alte Fügungen wie z. B. dem König träumte, daß ..., mir träumte zu: der König träumte, ich träumte umgestaltet; so in sehr vielen Fällen im Dänischen und Englischen.

90. Drücken zwei Wortverbindungen denselben Gedanken aus, werden sie sich mischen können, so daß wir neben Wortkontaminationen (§ 14)

auch Kontaminationen von Wortgefügen erhalten. Auch hier gibt es zunächst viele Fälle, die in der alltäglichen Rede vorkommen, ohne daß sie sich in der Sprache fest einbürgern, z. B. bekanntlicherweise für bekanntlich oder bekannterweise, mir friert für mir ist kalt oder mich friert; feste Redensarten, über deren Inhalt man nicht nachdenkt, vermengen sich besonders leicht, was z. B. bei Rednern oft wahrzunehmen ist, und es soll vorgekommen sein, daß das bekannte „Das ist der langen Rede kurzer Sinn" und „Das ist des Pudels Kern" zu „Das ist des langen Pudels kurzer Kern" geworden ist. Nach und nach können aber solche Wendungen allgemein werden. Sehr verbreitet sind z. B. Fälle wie die sich hier befindlichen Menschen für „die sich hier befindenden Menschen", oder „die hier befindlichen Menschen"; das gehört mein für „das gehört mir" oder „das ist mein"; mundartlich heißt es ferner: laß er das tun für „laß ihn das tun" oder „mag er das tun" (ebenso im holl. *laat hij gaan*), in Österreich kommt an etwas vergessen vor, aus „etwas vergessen" und „nicht an etwas denken". In nachlässiger Rede wird französisch ungemein häufig *je m'en rappelle* gesagt für *je m'en souviens* oder *je me le rappelle*. Für *j'ai fait un voyage avec ma femme* oder *nous avons fait un voyage, ma femme et moi* sagt man auch *nous avons fait un voyage avec ma femme*, und in derselben Weise kann man sich in fast allen Sprachen Europas ausdrücken. *I am friends with him* heißt es auf Englisch für *I am friend with him* oder *we are friends*, was ebenfalls in verschiedenen anderen Sprachen wiederkehrt, und *he is the greatest of all men* und *he is greater than any man* wird zu *he is the greatest of any man*. Überhaupt spielen derartige Satzverschränkungen eine hervorragende Rolle bei der Umgestaltung des Wortgefüges, und manche Wortverbindung, die sich gegen jede logische Analyse spröde zeigt, ist in dieser Weise entstanden.

91. Eine hiermit verwandte Erscheinung ist es, wenn ein Ausdruck ungrammatisch, aber mit dem Sinn übereinstimmend geformt wird. Ein Hundert ist grammatische Einzahl, bezeichnet aber eine Mehrzahl, daher ein Hundert sind gefallen und noch häufiger ein Hundert Soldaten sind gefallen. Im Französischen ist *beaucoup sont morts, la plupart le savent* längst Sprachgebrauch geworden. Im Englischen sind Wörter wie *people* usw. so oft in ähnlicher Weise als Mehrzahl behandelt worden, daß sie heute durchweg so empfunden werden, und *folk* ist sogar zu *folks* geworden ganz wie im Deutschen Leute aus ahd. *liut* „Volk" entstanden ist, im frz. *gens* aus afrz. *gent* „Volk". Die entsprechende Entwicklung des Wortes Frauenzimmer ist schon oben erwähnt. Wie sich hier grammatische und logische Zahlbezeichnungen ver-

mischt haben, wirkt auch das natürliche Geschlecht oft auf das grammatische ein. Das Mädchen setzte ihren Hut auf kann vielfach gehört werden, und wie man heute auch oft besonders in der Volkssprache die Fräulein (Maria) sagt, schreibt Luther unbedenklich die schönste unter den Weibern. Viele weibliche Substantive, die Namen männlicher Personen geworden sind, haben in ähnlicher Weise schließlich männliches Geschlecht angenommen, z. B. frz. *le garde, le guide* (it. noch *la guida*), griech. *neaniās* „Jüngling", ursprünglich „Jugend".

92. Handelt es sich in solchen Fällen darum, daß eine andere Bezeichnung vorschwebt, geschieht es auch mitunter, daß ein im Satze vorhandenes Wort vor- oder nachklingt und so auf das Wortgefüge störend einwirkt (vgl. die § 32 erwähnten Vor- und Nachklänge von Lauten). Meringer hat z. B. Versprechungen wie etwas weniger länger für „weniger lang", für wir, die wir statt „für uns, die wir" u. a. beobachtet, und eine ganz entsprechende Erscheinung ist es, wenn es in einem deutschen Volksliede heißt: „Den besten Vogel, den ich weiß, das ist eine Gans", oder wenn im Frz. früher Fälle wie *vous étes un des hommes qui me convient le plus* häufig waren (für *qui me conviennent*). Diese sogenannte Attraktion liegt auch vor in pleonastischen Ausdrücken wie französisch mundartlich *ouvre-moi-la-moi.*

93. Sehr viele Änderungen des Wortgefüges sind dadurch zu erklären, daß eine Verbindung anders aufgefaßt wird, als sie anfangs gemeint war. In frz. *donner à manger* bedeutet *à manger* ursprünglich „zum Essen", wird aber später als Objekt gefaßt, weshalb man nicht nur z. B. *apprêter à manger* „Essen zubereiten" sagt, sondern in der Volkssprache auch *avec à manger* „mit Eßwaren". In *demander à boire* ist *à boire* ebenfalls als Objekt gefühlt worden, was dazu geführt hat, daß es auch *demander à parler à qn.* heißt. Die Umdeutung der Verbindung bewirkt somit, daß eines ihrer Glieder in einer neuen Bedeutung davon losgerissen wird und dann in Umgebungen auftreten kann, wo es eigentlich unanwendbar sein sollte, und wir haben es hier wiederum mit der schon öfter erwähnten Subtraktionserscheinung zu tun (vgl. §§ 26 ff., 50 ff.). Wird nur ein einzelnes Wort von der Umdeutung betroffen, so wird die Ähnlichkeit mit Fällen wie Neige = Hefe in Sätzen wie bis zur Neige leeren sehr groß, nicht aber vollständig; denn während Neige nach wie vor ein Substantiv bleibt, haben wir in den unten (§ 97) zu besprechenden Fällen eine gänzliche Änderung der Funktion des Wortes zu konstatieren.

94. Eine Verbindung wie frz. *jusqu'aux enfants ont été tués*, wo das Subjekt von einer Präposition begleitet ist, ist nur dadurch mög-

lich geworden, daß man *jusqu'aux enfants* in Fügungen wie *on a tué jusqu'aux enfants* „man hat (alle) bis auf die Kinder getötet", nicht mehr genau aufgefaßt, sondern etwa als „sogar die Kinder" verstanden hat. Einen ähnlichen Fall haben wir, wenn im Deutschen zu vor dem Infinitiv als Subjekt steht; zu verstehen in es ist leicht zu verstehen bedeutet von Haus aus „mit Bezug auf das Verstehen"; es sind aber Fügungen vorgekommen, wo man es nicht mehr so verstand; z. B. konnte die Wendung: es ist leicht zu verstehen, wie dies gekommen ist, ohne Schwierigkeit so aufgefaßt werden: (zu) verstehen, wie dies gekommen ist, ist leicht, und man sagte dann weiter es ist leicht, dies zu verstehen. Was für Bücher hast du? bedeutet ursprünglich „Was hast du an Stelle von Büchern, als Bücher?", ist aber mit „Welche Bücher hast du?" gleichwertig, und was für daher eine Einheit geworden z. B. in was für einem Buche steht das?, was für ein Mann? usw., Fügungen, die im Russischen und Litauischen wörtlich nachgebildet worden sind. Wenn man im Französischen z. B. sagt: *à l'entendre, on dirait qu'il est fou*, bedeutet *à l'entendre* eigentlich „wenn man ihn hört", kann aber auch als „nach seinen Worten zu urteilen" aufgefaßt und dann mit dieser Bedeutung auch dort gebraucht werden, wo die ursprüngliche nicht anwendbar wäre, z. B. *à l'entendre, les accouchées mouraient comme des mouches* (Zola, Joie 388); ähnlich wird *pour te récompenser* in *pour te récompenser je te donnerai une pomme* als „zur Belohnung" verstanden, und es heißt dann auch *pour te récompenser, tu auras une pomme*. Sagt man ferner *Qui agit ainsi, mérite d'être puni sévèrement*, so ist „wer so handelt" mit „wenn einer so handelt" völlig gleichwertig, und im älteren Französisch wurde dann ein solches Glied an Stelle eines Bedingungssatzes sehr gewöhnlich verwendet, etwa *Qui agit ainsi, la punition sera sévère*, was heute nur noch in vereinzelten Fällen vorkommt, z. B. *Qui de cinq ôte trois, reste deux*. „Er hilft ihm, wofern er kann" heißt dänisch *han hjælper ham, hvis han kan*, was von Haus aus bedeutet „er hilft ihm, was er kann"; *hvis*, gespr. *wes*, ist dem niederdeutschen *wes* „was" entlehnt.

95. Ein Satzglied kann also eine neue Bedeutung und damit auch eine erweiterte Anwendung erhalten. Dabei geschieht es nun weiter nicht selten, daß die Grenzen zwischen den betreffenden Gliedern verwischt werden, und daß Zusammengehöriges auseinander gerissen wird. In man hat dem Mann sein Kind getötet gehört dem Mann zu hat getötet, das ganze besagt aber soviel als „man hat das Kind des Mannes getötet"; in den Mundarten wird daher dem Mann sein

Kind = „das Kind des Mannes“ gefaßt, und nun heißt es weiter z. B. dem Mann sein Kind ist gestorben, was auch in verschiedenen anderen Sprachen vorkommt. Eine andere derartige Zerlegung der Satzglieder hat das Entstehen der Konjunktion daß herbeigeführt. Sie ist mit das identisch und ist in der Weise entstanden, daß z. B. ich sehe das: er kommt, wo er kommt nachträgliche Erklärung der Aussage ist, als ich sehe: daß er kommt analysiert wurde. Der französische Satz *il fait cher vivre dans cette ville* bedeutet anfänglich etwa „es gibt teures Leben in dieser Stadt“, und *cher vivre* verhält sich zu *il fait* genau wie *beau temps* in *il fait beau temps*; für das heutige Sprachgefühl zerlegt sich diese Fügung so: *il fait cher* | *vivre dans cette ville*, weshalb auch neuerdings das in solchen Fällen übliche *de* mitunter hinzugefügt wird: *il fait cher de vivre dans cette ville*. Die eigenartige englische Konstruktion *what I like best is for a nobleman to marry a miller's daughter* geht auf Fälle wie *it is common for the combatants to express good-will for each other* zurück, wo man „für die Kämpfenden“ auch „daß die Kämpfenden usw.“ sagen könnte.

96. Sind in solchen Fällen die Glieder verschoben, so haben sich doch die Verschiebungen an die Wortgrenzen gehalten. Es ist dies aber nicht immer der Fall. Die Trennung kann auch in der Weise vor sich gehen, daß ein Glied ausgeschieden wird, das anfänglich gar keine selbständige Existenz hatte. So ist die Präposition während einer fehlerhaften Auflösung von Fügungen wie etwa währendes Krieges, währender Arbeit zu verdanken, die als während des Krieges, der Arbeit verstanden worden sind. Noch eigentümlicher ist der Vorgang, wodurch die vulgärfranzösische Fragepartikel *-ti* entstanden ist. Indem einem *mon frère dort* [mõ frɛ·r dɔ·r] ein fragendes *mon frère dort-il?* [mõ frɛ·r dɔrti] zur Seite steht, hat man die Silbe *-ti* einfach als Zeichen der Frage gefaßt, weil sie die einzige formelle Änderung im ersten Satze ausmacht, und darnach hat man dann weiter z. B. *je suis-ti?* gebildet.

97. Die Funktionsveränderung bewirkt oft, daß ein Wort aus einer Wortklasse in eine andere übertritt, wie wir es schon bei daß gesehen haben. So bedeutet z. B. entweder im Mittelhochdeutschen „eins von zweien“ (*ein-dewëder*), ist heute aber eine Konjunktion, indem das ursprüngliche entweder: ich oder du „eins von zweien: ich oder du“ zu entweder ich: oder du geworden ist; so auch in älterer Zeit beide wir und unsere Väter (Luther) aus beide: wir und u. V. Dieselbe Erscheinung begegnet in vielen anderen Sprachen. Durch Umdeutung entstehen auch vielfach Präpositionen aus anderen Wort-

arten. Im Französischen war anfänglich in *malgré le roi* das Wort *malgré* (*maugré*) ein Substantiv „Widerwillen" und *le roi* hatte Genitivfunktion; es bedeutete also „beim Widerwillen des Königs"; von dem Augenblicke an, wo *le roi* nicht mehr „des Königs" bedeuten konnte, mußte *malgré* notwendig als Präposition verstanden werden, und die alte Fügung *malgré mien* „bei meinem Widerwillen" wurde analogisch zu *malgré moi* umgestaltet. Auf anderem Wege ist dagegen *pendant* zur Präposition geworden. *Pendant l'orage* ist eigtl. „bei hängendem Gewitter", weil aber daneben *durant l'orage* vorhanden war, konnte es in diesem Sinne aufgefaßt werden, so daß man schließlich auch *pendant la guerre* usw. bildete. Wiederum anders verhält es sich, wenn im Neufranzösischen *aussitôt* vielfach als Präposition auftritt, z. B. *aussitôt son arrivée*; auszugehen ist hier von Fügungen wie *aussitôt, la nuit venue, il est rentré,* wo *aussitôt* zu *la nuit venue* gezogen worden ist: *aussitôt la nuit venue* „gleich beim Anbruch der Nacht"; dies ist aber mit *dès la nuit venue* gleichbedeutend, und weil es daneben bloß *dès la nuit* heißt, tritt auch *aussitôt la nuit* ein.

98. Namentlich zwischen verwandten Wortklassen finden häufige Übergänge statt. Substantive verwandeln sich in Adjektive, indem die bestehenden Unterschiede verwischt werden können Der begriffliche Unterschied zwischen diesen Wortgattungen ist der, daß die Substantive einen Komplex von Vorstellungen bezeichnen, während die Adjektive nur eine einzelne Eigenschaft angeben, in gewissen Fällen werden aber die Substantive in ähnlicher Weise gebraucht; sage ich „er ist ein Esel", bedeutet „Esel" nicht wie sonst ein vierbeiniges, graues, langohriges Tier, sondern gibt nur die hervortretendste Eigenschaft dieses Tieres an und unterscheidet sich nur dadurch von „eselhaft", daß es energischer wirkt, eben weil die Substantive konkreter als die Adjektive sind. So kommt es, daß Schade in es ist schade als Adjektiv gefühlt wird, so daß man auch wie schade! und sehr schade (frz. *très dommage*) sagt; und ist der begriffliche Unterschied geschwunden, werden auch die formalen durch die Analogie aufgehoben werden können, wie man auch früher schäder sagte; vgl. magy. *szamarabb* „dummer" von *szamár* „Esel". Auch Schuld ist zunächst Adjektiv in Fügungen wie er ist schuld daran. Im Französischen wird entsprechend *farce* adjektivisch gebraucht in *c'est farce* und dann weiter in *une bête farce* „ein schnurriges Tier" (in *il est d'un farce!* ist das Adjektiv *farce* substantiviert, aber Maskulin wie *comique* in *il est d'un comique*). In dieser Sprache erhalten ferner die Substantive massenhaft adjektivische Bedeutung durch die Appositionsstellung: *des habitudes province, une*

réserve vraiment femme. Wenn Angst zum Adjektiv angst geworden ist, so ist zunächst mir ist Angst in Übereinstimmung mit mir ist wohl gefühlt und angst also Adverb geworden, worauf das daneben stehende ich bin wohl auch ich bin angst herbeigeführt hat. Denn auch Adverbien vermischen sich leicht mit Adjektiven in dieser Stellung; das Fenster ist zu wird vom volkstümlichen Sprachgefühl auf eine Stufe mit das Fenster ist offen gestellt, und die Analogie schafft dann weiter ein zues Fenster; so auch ein ab=er Knopf u. dgl.

99. Neben vorhandenen Wortfügungen können nun auch weiter neue auftauchen, die sich entweder ihnen zugesellen oder sie nach und nach verdrängen. Im letzteren Falle bleiben oft vereinzelte Reste alter Fügungen als feste, unveränderliche Verbindungen erhalten; so wird z. B. in französischen Sprichwörtern wie *qui terre a, guerre a* das Objekt dem Verb vorgestellt wie in einer längst geschwundenen Sprachperiode. Die Veranlassungen, neue Wortverbindungen zu bilden, sind mehrfach. Sehr viele Abweichungen vom bisher Üblichen wurzeln darin, daß vorhandene, an und für sich brauchbare Verbindungen als nicht mehr genügend ausdrucksvoll empfunden werden; wir begegnen hier wiederum dem Streben nach malerischen, anschaulichen Ausdrücken, das auch für den Bedeutungswandel und das Schicksal der Wörter im allgemeinen entscheidend ist (§§ 63, 73) und überhaupt im Leben der Sprache fortwährend der rein logischen Ausdrucksweise widerstrebt. Nehmen wir z. B. die Entwicklung der französischen Verneinung *ne — pas.* Von Anfang an genügte das bloße *ne: il ne dort, elle ne vient* usw., aber für die energische, emotionierte Sprachweise besagte es zu wenig, und ganz wie man manchmal das farblose *un peu de* mit *une larme de, un soupçon de* usw. ersetzt, fügte man verstärkend hinzu: *pas* „Schritt" (vgl. deutsch Spur), *point* „Punkt", *mie* „Krume", *goutte* „Tropfen" usw. Von diesen wurde *pas* das gewöhnlichste und nach und nach ein notwendiger Bestandteil der Verneinung, d. h. was ursprünglich eine stilistische Ausdrucksweise war, hat sich zu einer logisch=normalen Bezeichnung entwickelt. In der Volkssprache ist dann *ne* als überflüssiges Wort nach und nach verschwunden, so daß hier heute keine Spur der ursprünglichen Verneinung mehr vorhanden ist: *il dort pas, elle vient pas.* In der heutigen französischen Sprache kann ferner häufig beobachtet werden, daß die normale Bezeichnung des Zukünftigen durch Formen wie *il partira* usw. mehr und mehr dem ausdrucksvollern *il va partir* weicht, das von Haus aus eine besondere Bedeutung hatte.

100. In anderen Fällen können andere Faktoren wirksam sein. Die Wortstellung kann sich z. B. aus logischen oder rhythmischen Rück=

sichten umgestalten. Auch das Bedürfnis, einen Bedeutungsunterschied zu verdeutlichen, kann die Entstehung neuer Fügungen begünstigen. Der Unterschied zwischen ich sagte und ich habe gesagt hatte von Anfang an im Germanischen wie im Lateinischen keinen besonderen sprachlichen Ausdruck. Ein solcher ist aber dadurch geschaffen worden, daß in Fügungen wie ahd. *habēm inan gefanganan* „ich habe ihn (jetzt) als einen gefangenen" die Glieder „habe" und „gefangen" in Beziehung zueinander gesetzt worden sind, so daß es schließlich auch ich habe gefangen ohne Objekt hieß und weiter analogisch ich habe gemeint usw. So auch im Romanischen, wo z. B. frz. *il a pris la ville* auf früheres *il a la ville prise* zurückgeht.

101. Es ist nun bekannt, daß diese sekundäre Fügung im Süddeutschen das einfache Präteritum gänzlich verdrängt hat, daß hier immer ich habe gesagt, ich bin gewesen (mundartlich *gesī*) an Stelle von ich sagte, ich war tritt. In genau derselben Weise ist das sog. Passé défini (passé simple) der französischen Umgangssprache abhanden gekommen. Wir haben hier ein Beispiel davon, daß eine Ausdrucksweise von einer anderen verdrängt worden ist. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß es Fälle gibt, wo sie sich ungefähr decken und daher allmählich gleichwertig werden. Daß sich dann der zusammengesetzte Ausdruck auf Kosten des einfachen verallgemeinert, steht damit in Verbindung, daß dieser von alters her, im Deutschen wie im Französischen, mit sehr vielen Unregelmäßigkeiten belastet ist. Im Französischen zieht ferner der Sieg des zusammengesetzten Präteritums den Untergang des präteritalen Konjunktivs mit sich: *il voulut que je le fisse* ist zu *il a voulu que je la fasse* geworden. — Verschiedene Umstände können also die Entstehung und Verbreitung einer neuen Fügung bedingen, und nicht selten wirken mehrere Faktoren auf einmal. Wenn z. B. im Romanischen Futurbildungen wie *il partira* usw. das lateinische Futurum besiegt haben, handelt es sich nicht nur darum, daß ein Ausdruck, der ursprünglich die Notwendigkeit bezeichnet (*partir-a* eigtl. „er hat zu reisen") für die normale Futurumsbezeichnung verwendet worden ist, sondern es ist auch von Bedeutung gewesen, daß das lateinische Futurum auf zwei ungleiche Weisen gebildet wurde (*ama-bo* „ich werde lieben", *scrib-am* „ich werde schreiben"), und daß der Unterschied zwischen z. B. *scribit* „er schreibt" und *scribet* „er wird schreiben" auf lautlichem Wege verwischt wurde.

102. Einige Änderungen im Wortgefüge stammen endlich daher, daß längere Verbindungen der Bequemlichkeit halber gekürzt werden. Wie immer, wo Kürzung stattfindet, behält das Zurückbleibende genau

dieselbe Bedeutung wie das ursprüngliche Ganze, auch wenn das eigtl. wesentliche Glied ausgelassen wird, vgl. den kürzeren ziehen (scil. Halm), frz. *propre comme un sou* (scil. *neuf*). Der Anlaß zur Kürzung kann allgemeiner Natur sein, so wenn Flüche u. dgl. nicht voll ausgesprochen werden, und überhaupt, wo die Situation leicht das Fehlende ergänzen läßt, vgl. 'schamster! (= gehorsamster Diener), it. *schiavo!* Auch die Auslassung des Nachsatzes in Fällen wie „Wenn er nur kommt!", frz. *Si je pouvais lui parler!* usw. geht auf Situationen zurück, wo er selbstverständlich ist. In anderen Fällen sind die Kürzungen von den besonderen Umgebungen bedingt, wie überhaupt viele Änderungen von besonderen Sprachkreisen ausgehen. Wenn z. B. eine Abteilung der höheren Schule im Französischen einfach *latin-langues* (scil. *vivantes*) genannt wird, muß dieser Ausdruck in Schulkreisen zustande gekommen sein, wie *la huitième correctionnelle* für *la huitième chambre de la police correctionnelle* in Juristenkreisen, *le huitième hussards*, engl. *the eighth hussars* aber in Militärkreisen entstanden sind.

103. Es kann jedoch eine Fügung auch ohne willkürliche Kürzung ein Glied verlieren, indem die sog. Haplologie (§ 35) auch auf dem Gebiete der Wortfügung wirkt, z. B. in frz. *je ne demande pas mieux que ça dure*, wo *que* für *que que* „als daß" steht. Eine ähnliche Erscheinung haben wir in Fällen wie eine künstliche Eisfabrik, die saure Gurkenzeit, silberne Hochzeitsreise usw. Indem z. B. silberne Hochzeit und Hochzeitsreise in dieser Reihenfolge ins Bewußtsein treten, erhalten sie ein Glied gemeinsam, während sowohl der Sprecher als der Hörer in der Illusion bleibt, daß beides gesprochen worden ist, wie das tatsächliche festellen immer als feststellen aufgefaßt wird.

D. Einfluß anderer Sprachen.

104. Bisher sind nur solche Umgestaltungen besprochen worden, die inneren Kräften des Sprachlebens zu verdanken sind und daher organische genannt werden können. Eine überaus große Bedeutung für die Sprachentwicklung hat daneben die Aufnahme fremden Sprachgutes. Kein Volk lebt für sich abgesondert, es finden vielmehr zahlreiche Berührungen statt zwischen den verschiedenen Völkerschaften, was notwendig in der Sprache Spuren hinterlassen muß, indem Sachen und Begriffe und damit auch die Namen dafür vielfach von einem anderen Volke herübergenommen werden. In allen Sprachen kommen solche sogenannte Lehnwörter vor, wo aber die Bedingungen günstig sind,

wird der Einfluß nicht auf den Wortschatz beschränkt, sondern erstreckt sich auch auf die ganze Ausdrucksweise, und zwar sowohl in bezug auf ihre Form als auf ihren Inhalt.

105. Die äußeren Verhältnisse, unter denen Sprachen aufeinander einwirken, sind sehr verschieden. Zwei oder mehrere Völker können in einer so innigen Berührung miteinander sein, daß sehr viele Individuen, bisweilen alle, neben ihrer Muttersprache eine oder mehrere fremde Sprachen beherrschen, wie es z. B. in Österreich-Ungarn und auf der Balkanhalbinsel sehr häufig der Fall ist. Es ist klar, daß solche Umstände für sprachlichen Austausch besonders förderlich sind. Dasselbe gilt auch, wenn ein Volk in ein fremdes Gebiet erobernd eindringt, sei es, daß es dem unterjochten Volke seine Sprache aufdrückt (die Römer in Gallien, Spanien usw.), oder daß seine eigene Sprache allmählich verschwindet (die Franken in Gallien, die Normannen in England). Sodann haben wir den Fall, daß zwei Sprachen aneinander grenzen. Hier werden die beiderseitigen Grenzgebiete zweisprachig werden können, und der sprachliche Austausch erhält zunächst nur eine örtliche Verbreitung, wenn auch einiges sich weiter verpflanzen kann. Daneben kommen aber sprachliche Berührungen auf verschiedenen anderen Wegen zustande. Durch Handel, politische Verbindungen, kulturellen und wissenschaftlichen Verkehr werden sehr viele in persönliche Berührung mit fremden Sprachen gebracht. Wichtig ist endlich die indirekte Beeinflussung durch die geschriebene Form der Sprache, wenn es auch manchmal schwierig sein kann zu entscheiden, ob ein Wort auf mündlichem oder schriftlichem Wege von einer Sprache in die andere gelangt ist. In dieser Weise werden auch räumlich oder zeitlich getrennte Sprachen einander beeinflussen können.

106. Ferner sind die Gründe, warum fremdes Sprachgut entlehnt wird, verschiedener Art. Den einfachsten Fall haben wir, wenn der Name einer Sache mit dieser selbst eingeführt wird. Solche „Kulturwörter", wie man sie oft nennt, verbreiten sich nicht selten in vielen Sprachen, wie K a f f e e (ursprünglich arabisch), T e e (chinesisch), Z u c k e r (indisch), T a b a k (amerikanisch), S a g o (malaiisch), usw. Die Gestalt der Wörter läßt oft die Wege der Entlehnung erkennen; z. B. das Wort Z u c k e r, frz. *sucre*, it. *zucchero*, ist in die westeuropäischen Sprachen durch das Arabische gelangt (arab. *sukkar*), während russ. *sachar*, rum. *zăhar* auf griech. *sakkhar* zurückgeht. Wie mit Produkten verhält es sich auch mit technischen Benennungen im weitesten Sinne, die überall dort entlehnt werden, wo ein Volk von seinen Nachbarn gelernt hat. Hätten wir keine andere Nachrichten, würden wir trotz-

dem aus den Lehnwörtern die verschiedenen Kulturbeziehungen der Völker Europas in den Hauptzügen nachweisen können. So zeugen lateinische Wörter im Deutschen wie Mauer, Pforte, Ziegel, Keller, Anker, Kette, Münze, Pfund, Brief, Siegel, schreiben, Speise, kochen, um nur ganz wenige zu nennen, von einer starken Beeinflussung von seiten der römischen Kulturwelt, und zwar in alter Zeit, denn die genannten Wörter finden sich meistens auch in den anderen germanischen Sprachen in Formen, die späte Entlehnung ausschließen. Daß die Franzosen in dem Kriegswesen von den Italienern gelernt haben, zeigen Wörter wie *bataillon, canon, caporal, cavalerie, sentinelle, escadron* usw., während auf der anderen Seite die in vielen Sprachen vorhandenen Wörter Armee, Regiment, Flanke, Sergeant, Leutnant ihre später führende Stellung auf diesem Gebiete bezeugen. Die technischen Entlehnungen sind ebenfalls in weitem Umfange international geworden; der heutigen einheitlichen Zivilisation entspricht zum großen Teile ein gemeinsamer Wortschatz, indem neue Erfindungen und ihre Namen sich meistens schnell überall verbreiten. Natürlich werden sie aber zunächst von den Kreisen aufgenommen, die sich besonders für sie interessieren, und ihre allgemeine Verbreitung beruht darauf, in welchem Maße die betreffenden Sachen oder Begriffe für das alltägliche Leben wichtig sind. Die italienischen musiktechnischen Benennungen (*piano, adagio, allegro* usw.) sind zwar in den meisten Kultursprachen verbreitet, innerhalb dieser aber in der Regel auf die sogenannten gebildeten Klassen beschränkt. In derselben Weise verhält es sich mit solchen Wörtern, die nicht entlehnte Gegenstände oder Einrichtungen anderer Völker bezeichnen; ihr Gebrauch wird sich nach der Verbreitung der Kenntnisse und der literarischen Bildung überhaupt richten (vgl. russ. *Pope, Samovar*, lat. *Legion, Prätor* usw.).

107. Die Wortentlehnungen beschränken sich aber nicht immer auf technische Wörter. Bei starker sprachlicher Berührung werden viele andere entlehnt werden können, auch solche, die schon vorhandene Sachen oder Begriffe bezeichnen. Es geschieht dies namentlich dann, wenn eine fremde Sprache eine höhere Kultur vertritt, wobei es eine Sache der Mode werden kann, sich fremder Ausdrücke zu bedienen. So hat die französische Sprache in alter wie in neuerer Zeit auf die Nachbarsprachen und noch weiter eine mächtige Einwirkung ausgeübt. Dazu kommt, daß die subjektive Ausdrucksweise, die stets Anwendung von neuen und ungewöhnlichen Bezeichnungen erheischt, manchmal in fremden Sprachen ein bequemes Material findet. Wenn es sich ferner um Dinge handelt, die dem alltäglichen Leben fernliegen, oder darum, eine mög-

lichst große Genauigkeit im Ausdruck zu erreichen, wird es für denjenigen, der fremde Sprachen beherrscht, oft leichter sein, ein Fremdwort zu brauchen als einen zutreffenden einheimischen Ausdruck zu finden oder zu bilden. In dieser Weise sind die Schriftsprachen vieler Völker von den Schriftstellern mit fremdem Sprachgut bereichert worden, und es sind vor allem die alten Kultursprachen, Griechisch und Lateinisch, die den Stoff abgegeben haben. Als man von der alleinigen Benutzung des Lateins dazu überging, die eigenen Sprachen literarisch zu verwenden, war man teils gewöhnt, lateinisch zu schreiben, teils fehlten in den Volkssprachen verschiedene, namentlich abstrakte Bezeichnungen. Die neulateinischen (romanischen) Sprachen sind daher gleich von Anfang an voll von klassisch-lateinischen, sogenannten „gelehrten" Wörtern, und die Gewohnheit der Gelehrten, immer zum Latein zu greifen, hat lange gedauert, auch in anderen Sprachen als den romanischen. So erklärt es sich z. B., daß wir im Französischen überaus viele Wortpaare haben wie *aveugle: cécité, chauve: calvitie, sentir: odorat, homme: humain*, wo das zweite Wort ein lateinisches ist; vgl. auch engl. *mouth: oral, town: urban*, deutsch Gesicht: optisch, usw. Es kam aber die Zeit, wo sich die Wissenschaft mit solchen Dingen beschäftigen mußte, die den Alten unbekannt waren; man hat dann neue lateinische Wörter gebildet, oft mit Hilfe des Griechischen. Es sind vor allem Wissenschaften wie Zoologie, Botanik, Anatomie, die so verfahren, aber auch auf dem Gebiete der Erfindungen werden solche Wörter noch vielfach gebildet, vgl. Automobil (griechisch und lateinisch), Aeroplan (griechisch und französisch) usw.

108. Wie die Lehnwörter verschiedener Art sind, so sind auch ihre Schicksale sehr verschieden. Diejenigen, die einem allgemeinen Bedürfnis entsprechen, assimilieren sich nach und nach mit den einheimischen, erhalten dieselben Flexionen und Betonungen und sind schließlich nicht mehr als Fremdwörter direkt erkennbar; man hat z. B. kein Gefühl davon, daß Trichter, Tisch, Zwiebel, Laune usw. entlehnt sind. Eine wichtige Erscheinung ist es, daß die Endungen solcher Wörter ganz wie die der einheimischen produktiv werden (§ 83) und von einheimischen Wörtern neue Ableitungen bilden können. So ist französischen Lehnwörtern auf *-ie* die Endung mhd. *-īe*, heute -ei entnommen und zu Bildungen wie Heuchelei, Schmeichelei, Wüstenei usw. verwendet worden; vgl. die erweiterte Form -erei, die oben § 28 besprochen wurde. Die Endung -er (in Gerber usw.), alt *-ari*, ist frühzeitig lateinischen Wörtern auf *-arius* (wie *molinarius*, ahd. *mulināri* „Müller") entnommen und ist eine außerordentlich wichtige

Ableitungsendung der germanischen Sprachen geworden; in derselben Weise ist sie ferner ins Slawische, Keltische, Baskische, Albanesische und Neugriechische aufgenommen worden. Die mehr literarischen oder den Fachsprachen eigentümlichen Lehnwörter bewahren dagegen oft lange ihr fremdes Aussehen, wenn sie nicht etwa volksetymologisch umgestaltet werden (§ 24), und werden auch gern nach fremden Sprachregeln behandelt, vgl. Faktum — Mehrzahl Fakta (lat.), Tempo — Mehrzahl Tempi (it.), Professor — Professoren mit verschiedener Betonung, sogar „in den Pronominibus" mit lateinischer Kasusendung lauter Dinge, die von den sprachkundigen Kreisen erhalten werden und für die nicht eingeweihten eine ständige Quelle sprachlicher Widerwärtigkeiten sind. In solchen Wörtern werden die Endungen auch weniger leicht produktiv (vgl. Kantianer, Hegelianer); am weitesten geht in dieser Beziehung von den germanischen Sprachen wohl das Englische mit Bildungen wie *eatable, talkative, womanize, backwardation, free-lovism.*

109. Die Menge der Lehnwörter einer Sprache hängt vom Zusammenspiele der obengenannten Faktoren ab, wohl auch davon, ob die betreffenden Sprachen von demselben oder von ganz verschiedenem Bau sind. Als Beispiel einer Sprache, die außerordentlich viel fremdes Sprachgut aufgenommen hat, pflegt man das Englische zu nennen; auch der Wortschatz des Rumänischen ist überaus buntscheckig mit einer Unmenge von slawischen, griechischen, türkischen, magyarischen usw. Wörtern, und im Albanesischen hat man bisher nur 5—600 alteinheimische Wörter nachweisen können. Es muß jedoch beachtet werden, daß man die Rolle der Lehnwörter nicht nach einer Aufzählung ihrer Zahl beurteilen darf, sondern ihre Verbreitung und ihr Vorkommen in der Rede untersuchen muß. Selbst in sehr gemischten Sprachen werden einheimische Wörter bei der Bildung einer Aussage in der Regel unentbehrlich sein. Auch die grammatische Art der Lehnwörter ist von der sprachlichen Berührung bedingt. Am leichtesten werden Substantive und Adjektive entlehnt, während die Zeitwörter erst in zweiter Reihe kommen; unter den zahlreichen arabischen Wörtern des Spanischen befinden sich nur wenige Zeitwörter, wie sie auch unter den türkischen Lehnwörtern des Rumänischen selten sind. Die Aufnahme von (niederen) Zahlwörtern setzt meistens eine ziemlich starke Berührung voraus. In der Zigeunersprache sind die Zahlen 7, 8 und 9 neugriechischer Herkunft, im Japanischen sind die Zahlen über 10 sämtlich chinesisch, während für 1—10 chinesische Zahlwörter mit anderen chinesischen Lehnwörtern verbunden gebraucht werden können. In einigen finnisch-ugrischen Sprachen ist „zehn" dem Iranischen entlehnt, in vielen

Negersprachen Nordafrikas aus dem Arabischen übernommen. Beispiele von entlehnten grammatischen Wörtern sind engl. *they* (*them, their*), das ursprünglich nordisch ist, dän. *hvis* aus nhd. *wes* „was" (vgl. § 94), span. *hasta*, alt *fasta, fata* aus arab. *hatta* „bis", usw.

110. Neben der direkten Wortentlehnung gibt es auch eine indirekte, wobei fremdsprachliche Wörter übersetzt werden. So ist z. B. Halbwelt eine Wiedergabe des frz. *demi-monde*, Zwieback gibt frz. *biscuit* wieder, Halbinsel lat. *pæninsula*, das im Französischen genauer mit *presqu'île* wiedergegeben wird; in einigen Fällen wird ein Wort nur zum Teil übersetzt, z. B. polnisch *bawełna* aus d. Baumwolle (*wełna* „Wolle), dän. *veldædig* aus d. wohltätig (*vel* „wohl"), d. *Drillich*, ahd. *drilīch* aus lat. *trilix* „dreifädig", usw. Sehr viele derartige Lehnübersetzungen, wie man sie nennt, sind international, z. B. Wolkenkratzer, dän. *skyskraber*, frz. *racleur de ciel*, russ. *skrebnica neba* aus engl. *sky-scraper*. Vor allem sind eine ganze Menge von Begriffswörtern in dieser Weise Nachahmungen von griechisch-lateinischen Wörtern, z. B. Gewissen, got. *miþwissi*, dän. *samvittighed*, schwed. *samvete*, russ. *soznanie*, bulg. *săvĕst* übersetzen alle wörtlich das lat. *conscientia*, das seinerseits das griech. *syneidesis*, eigtl. „Mitwissen", wiedergibt; ebenso Mitleid, dän. *medlidenhed*, altn. *sampína*, russ. *sobolěžnovanie*, rum. *compătimire* = lat. *compassio*, griech. *sympatheia* „Mit-leiden"; wahrscheinlich, dän. *sandsynlig*, schwed. *sannolik*, frz. *vraisemblable*, russ. *pravdopodobnyj* = lat. *verisimilis*. Nicht anders verhält es sich, wenn z. B. das Wort Stimme in vielen Sprachen auch „Votum" bedeutet, z. B. dän. *stemme*, frz. *voix*, schwed. *röst*, russ. *golos*, oder Beruf auch für „innerer Trieb" gebraucht wird, z. B. dän. *kald*, frz. *vocation*, russ *prizvanie*; in solchen Fällen ist eine Bedeutungsentwicklung einer einzelnen Sprache nachgeahmt worden, wie wenn z. B. die Entwicklung von Stadt „Stelle", dann „Stadt", bewirkt hat, daß das dän. *stad* „Stelle" heute „Stadt" bedeutet, und daß poln. *miasto* (= russ. *miesto* „Stelle") dieselbe Entwicklung durchgemacht hat. Auch stehende Wendungen werden manchmal übersetzt, so dank (Dank sei), dän. *takket være*, frz. *grâce à*, russ. *blagodarja*, usw. in der Bedeutung „wegen".

111. Nicht selten wird ferner auch die Wortfügung und die Phraseologie von anderen Sprachen beeinflußt. Die hochdeutsche Umgangssprache in Schleswig wimmelt von dänisch gefärbten Wendungen, auch bei Leuten, die deutscher Abkunft sind und nie Dänisch gesprochen haben, z. B. ich habe das gut = dän. *jeg har det godt* (ich bin wohl), was kommt es dir bei = dän. *hvad kommer det dig ved* (was geht es dich

an), er reichte mir ihn = dän. *han rakte mig den* für er reichte ihn mir. In den Rheingegenden und in der Schweiz hört man z. B. es macht kalt = frz. *il fait froid*, es geht 12 Uhr schlagen = frz. *il va sonner midi*, wogegen die Sprache der französischen Hugenottenkolonie in Friedrichsdorf (Hessen-Nassau) vom Deutschen stark beeinflußt worden ist, z. B. *à l'homme son cheval* = dem Mann sein Pferd, *donner dehors* = ausgeben (frz. *dépenser*). Die Balkansprachen haben trotz ihrer verschiedenen Herkunft in phraseologischer und syntaktischer Hinsicht ein merkwürdig einheitliches Gepräge erhalten; z. B. ist ihnen der Infinitiv mehr oder weniger abhanden gekommen, so daß es nicht nur im Neugriechischen, wo diese Entwicklung begonnen hat, sondern auch im Albanesischen, Bulgarischen und Rumänischen z. B. „ich kann nicht, daß ich es mache" heißt. Treten aber in diesen Fällen mündliche Beeinflussungen hervor, so sind andere indirekt, auf schriftsprachlichem Wege entstanden, indem sie mehr auf die literarische Sprache beschränkt sind. Die russische Schriftsprache steht dem allgemeinen europäischen Stile viel näher als die russische Volkssprache, und die westeuropäischen Schriftsprachen zeigen, namentlich in älterer Zeit, ein deutlich lateinisches Gepräge, was sich aus der einseitigen Beschäftigung mit dem Latein in den Schulen und aus seiner Verwendung als Gelehrtensprache bis in die Neuzeit hinein genügend erklärt. Lateinischem Einfluß zuzuschreiben ist z. B. die Anwendung eines künstlichen Satzbaues mit Einschaltung und Verkettung von vielen Nebensätzen, sodann aber auch viele Einzelheiten wie sogenannte absolute Partizipialkonstruktionen („dieses Geschäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen"; engl. *this being the case*), der Akkusativ mit Infinitiv (*England exspects, every man to do his duty to-day*), usw.

112. Weniger oft wird die Aussprache von seiten anderer Sprachen beeinflußt, indem ungewöhnliche Laute bei der Aussprache fremder Wörter vielfach durch naheliegende Laute, mit denen man vertraut ist, ersetzt werden; so wird frz. *cuvette* im Russischen, das den [y]-Laut nicht kennt, zu *kjuveta*, span. *mujer* [muxe·r] im Französischen zu *moukère* „Frauenzimmer". Doch können auch fremde Laute vollständig nachgeahmt werden. Französische Wörter wie *honnir*, *hêtre* wurden in alter Zeit mit *h* gesprochen wie die germanischen, von denen sie stammen (d. höhnen, holl. *heester*); dieser Laut war aber vor der fränkischen Eroberung in der romanischen Sprache Galliens unbekannt. Ferner können einheimische Wörter in ihrer Aussprache von einer fremden Aussprache beeinflußt werden. In rätoromanischen Mundarten kommt es z. B. vor, daß *s* vor Konsonanten wie im Deutschen *sch* gesprochen wird, z. B. *ſter* „stehen"

(it. *stare*), *spuks* „Gatte" (it. *sposo*), auch wie im Schweizerdeutsch im Wortinneren, z. B. *festa* „Fest". In den an Holland grenzenden Gegenden Deutschlands werden *p*, *t* und *k* unaspiriert wie im Holländischen gesprochen. Fernere Sprachen bieten viele derartige Erscheinungen dar.

113. Am seltensten werden Flexionsformen und -endungen entlehnt. Als Beispiel des letzteren wird allgemein das Mehrzahls-*s* im Deutschen angenommen, das nicht nur in Fremdwörtern (*Sofas, Sagas, Dvorniks*) gebraucht wird, sondern auch in deutschen Wörtern wie Kerls, Fräuleins, Neins u. a. vorkommt. Hier soll das *-s* nach dem Muster des Französischen Eingang gewonnen haben, es ist aber möglich, daß dieses *-s* in seinen Anfängen auf altniederdeutschen Formen beruht, und daß nur seine weitere Verbreitung französischem Einfluß zu verdanken ist, wie es mit dem holländischen Mehrzahls-*s* der Fall zu sein scheint. Sicherer ist die Entlehnung des spanischen Mehrzahls-*s* in der Sprache der spanischen Zigeuner. Aufnahme ganzer Flexionsformen in ein Paradigma hat in einigen rumänischen Mundarten der Balkanhalbinsel stattgefunden, wo z. B. vom Verbum „sein" einige Formen rein slawisch sind, und ähnliche Erscheinungen ließen sich aus entlegeneren Sprachen beibringen.

114. Als Reaktion gegen die Aufnahme fremder Sprachbestandteile entstehen von Zeit zu Zeit in den verschiedenen Ländern puristische, sprachreinigende Bewegungen. Meistens wird dabei ein nationaler Gesichtspunkt maßgebend: das Fremde soll ausgemerzt werden, weil es fremd ist. Daß es tatsächlich gelingen kann, fremde Wörter durch einheimische zu ersetzen, zeigen Sprachen wie Tschechisch und Magyarisch; auf tschechisch heißt es nicht „Musik", sondern *hudba*, nicht „Theater", sondern *divadlo*, magyarisch heißt die „Lokomotive" *mozdony*, usw.; auch Verdeutschungen wie Fernsprecher, Radfahrer usw. sind hier zu nennen. Abgesehen davon, daß es unmöglich sein wird, alle Fremdwörter zu beseitigen, weil viele, wie erwähnt, gar nicht mehr als solche empfunden werden, ist es aber eine Frage, ob die Ausmerzung fremder Bestandteile ohne weiteres empfehlenswert ist. Es soll jedoch hier nicht näher auf diese Frage, die bekanntlich die Leidenschaften in merkwürdiger Weise aufrühren kann, eingegangen werden; nur so viel sei hervorgehoben, daß in solchen Dingen ein rein praktischer Gesichtspunkt maßgebend sein muß. Es ist unpraktisch, wenn große Teile der Bevölkerung die Wörter, die die oberen Schichten oft nur, um ihre Rede auszuschmücken, verwenden, nicht verstehen, und Wörter wie influieren, konvenieren, Relation usw. sind leicht zu entbehren. Auf der anderen Seite ist ein Wort wie dänisch und schwedisch *bil* „Automobil" ein so be-

quemes Wort, das sich zu Ableitungen und Zusammensetzungen leicht fügt, daß es Benennungen wie „Kraftwagen“ u. a. gegenüber einen entschiedenen Vorzug hat.

E. Die Sprachveränderungen im allgemeinen.

115. Sämtliche Sprachveränderungen werden oft „das Leben der Sprache“ genannt, und zwar recht zutreffend, insofern Leben soviel als Entwicklung ist. Man muß sich jedoch bewußt sein, daß es indessen nur ein Bild ist. Würde man sich etwa vorstellen, daß die Sprache ein Organismus ist, der wie andere geboren wird, lebt und stirbt, so wäre es eine ganz schiefe Auffassung, die wissenschaftlich längst aufgegeben ist. Für die heutige Sprachwissenschaft ist es ein Hauptgrundsatz, daß die Sprache kein selbständiges Dasein hat, sondern einfach eine Wirksamkeit, eine Lebensäußerung der sprechenden Menschen ist, und daß folglich die Sprachveränderungen in der Tat Veränderungen an diesen sind. Wenn wir trotzdem auch fortan vom Leben der Sprache reden können, geschieht es in derselben Weise, wie wir vom Auf- und Untergang der Sonne sprechen, obwohl wir wissen, daß es sich um die Umdrehung der Erde handelt.

116. Wäre die Sprache ein selbständiger Organismus, würden die Bedingungen und Ursachen der Sprachveränderungen wohl auch leichter zu verstehen sein, als es jetzt häufig der Fall ist. Denn bei all unserem Wissen vom Wesen und der Entwicklung der Sprache bleibt es doch schwierig, die Erscheinungen auf ihren letzten Grund zurückzuführen, und es gibt eine Reihe von Fragen allgemeiner Natur, die noch nicht gelöst, jedenfalls noch strittig sind, vor allem die Frage, warum die Sprache sich überhaupt in allen Hinsichten immerfort verändert, was ja mit ihrer Aufgabe als Mitteilungsmittel in Widerspruch steht.

Ein Teil der Beantwortung dieser Frage ergibt sich von selbst, wenn man sich erinnert, daß die Sprache nicht nur eine reproduzierende, sondern auch eine schöpferische Wirksamkeit ist. Es gibt Änderungen, die notwendig sind, so das Aufgeben der Wörter, die keinen realen Inhalt mehr haben, und das Schaffen neuer Wörter, Bedeutungen und Fügungen, sei es nun, daß etwas Neues damit bezeichnet werden soll, oder man das Bedürfnis empfindet, das alte in einer ausdrucksvollern Weise zu sagen. Auf der anderen Seite haben wir dann die Änderungen, die sich in dem stets zu reproduzierenden Sprachstoffe vollziehen, und es liegt nahe zu vermuten, daß sie auf der Unvollkommenheit der Reproduktion beruhen. Hierüber sind wohl alle einig, die Uneinigkeit beginnt aber

sofort, wenn es gilt, dies näher zu erklären. Eine vielverbreitete Meinung ist die, daß die Kinder die Sprache nur unvollkommen zu erlernen vermögen, und daß somit die Veränderungen dem Unvermögen der Kinder zuzuschreiben seien. Demgegenüber muß indessen hervorgehoben werden, daß sie vielmehr die Sprache sehr genau erlernen, daß es Änderungen gibt, die außerhalb des den Kindern bekannten Sprachstoffes liegen, und daß endlich sehr viele Abweichungen vom Normalen bei den Erwachsenen wahrnehmbar sind, was namentlich die Untersuchungen Meringers festgestellt haben. Es sind vor allem die Lautänderungen, die man den Kindern zuschreiben möchte, aber auch hier scheint die neuere empirische Forschung zu anderen Ergebnissen zu kommen; ein Dialektforscher wie Gauchat meint z. B., daß die Tendenz zur Lautänderung bei den Individuen zwischen 30 und 60 Jahren am stärksten sei. Es muß daher gesagt werden, daß die sog. Ablösungstheorie gar nicht bewiesen ist, und in den letzten Jahren haben denn auch mehrere namhafte Forscher sich gegen sie geäußert.

117. Wohl aber spielt das Sprechenlernen in einem anderen Sinne eine wichtige Rolle. Die sich im Individuum vollziehenden Änderungen sind entweder von anderen Individuen unabhängig, wie Analogiebildungen und solche Lautänderungen, die sich als Ausspracheerleichterungen erklären lassen, oder aber sie beruhen auf dem sprachlichen Verkehr. Abgesehen von der Einübung des Laut- und Formensystems der Sprache in den ersten Lebensjahren sind wir eigentlich das ganze Leben hindurch damit beschäftigt, die Sprache zu erlernen. Eine Menge von Wörtern, Bedeutungen und Fügungen werden erst nach und nach erworben, und der einzelne ist hier von seinen Umgebungen abhängig, so daß die Menschen sich sehr ungleich verhalten mit Bezug auf den Umfang und die Art und Weise der Erlernung, und namentlich wird, wie mehrfach oben nachgewiesen worden ist, vieles ganz anders aufgefaßt, als es von dem Sprechenden gemeint ist. Man hat auch vermutet, daß, wenn auch die Kinder die Laute genau erlernen, so werden doch ihre Sprechwerkzeuge sich mit dem Alter ändern, wodurch die Laute anders gestaltet werden sollen: es ist aber eben nur eine Vermutung. Überhaupt bleibt so ziemlich alles hier noch zu erforschen. Vielleicht enthalten die verschiedenen Auffassungen jede einen Teil der Wahrheit. Auf die Frage, warum das überlieferte Sprachgut immer geändert wird, kann also vorläufig nur die ganz allgemeine Antwort gegeben werden, daß die Sprache eine Wirksamkeit ist, an der Menschen mit verschiedenen physischen und psychischen Voraussetzungen beteiligt sind.

118. Eine erschöpfende Erklärung der Sprachänderungen muß ferner darüber Auskunft geben, warum und in welcher Weise diese sich über die ganze Sprachgenossenschaft verbreiten. Auch hier verhält es sich so, daß die Frage meist bezüglich der Lautänderungen erörtert worden ist, und daß man mehr philosophiert als beobachtet hat. Man hat jedoch mehr und mehr eingesehen, daß zwischen primärer und sekundärer Sprachentwicklung scharf zu sondern ist. Primär ist eine Sprachänderung, die bei einem Individuum entsteht, sekundär eine solche, die dadurch zustande kommt, daß man die Sprechweise anderer nachahmt, und diese dürften die häufigsten sein, oder mit anderen Worten, die Sprachveränderungen gehen von einzelnen aus und treten nicht gleichzeitig bei allen Sprachgenossen auf. Es läßt sich ja vielfach beobachten, daß neue Wörter und Redensarten einen ganz bestimmten Ausgangspunkt haben, und sehr viele Bedeutungsänderungen setzen besondere, enge Kreise voraus, wie oben schon öfters hervorgehoben. Es gibt keinen triftigen Grund anzunehmen, daß es sich mit den Lautänderungen nicht in ähnlicher Weise verhalten sollte, es tritt vielmehr immer deutlicher hervor, daß der Lautwandel von der übrigen Sprachentwicklung nicht wesensverschieden ist. Auf allen Gebieten der Sprache treten immerfort Neuerungen auf, so daß ein Momentandurchschnitt der Sprache eine Unmenge von Formen aufweist, die nebeneinander vorkommen, und nur wenn mehrere gleichzeitig aus irgendeinem Grunde eine bestimmte Form bevorzugen, tritt eine Änderung des bestehenden Zustandes ein. Warum einige Änderungen durchdringen, andere nicht, wird in jedem Falle besonders zu untersuchen sein.

119. Es wird oft behauptet, daß die Sprachentwicklung, von der Bildung neuer Wörter abgesehen, immer ein unbewußter Vorgang sei. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß sowohl das Schaffen neuer wie die Erhaltung alter Formen manchmal bewußt sein können, weniger zwar bei den primären Änderungen, wo jedoch Fälle wie Potz, *morbleu* usw. (§ 25) oder willkürliche Wortwahl zu beachten sind, um so mehr aber bei den sekundären, wo die Nachahmung durchaus nicht immer unbewußt ist. Man kann tatsächlich seine Formen und Worte geflissentlich wählen, z. B. um nicht vulgär zu scheinen oder den Spott anderer zu vermeiden. Es können auch Moderichtungen in der Aussprache entstehen, und die Schriftsprache, die immer auf die gesprochene Sprache einen gewissen Einfluß übt, kann von Autoritäten willkürlich geregelt werden. Die französische Reichssprache ist so in verhängnisvoller Weise lange Zeit hindurch geschulmeistert worden. Eine Sache für sich ist es, daß willkürliche Sprachneuerungen tatsächlich oft erfolglos bleiben, be-

sonders wenn die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt wird; sie gedeihen am besten im stillen.

120. Es knüpfen sich endlich eine Reihe von Problemen an die Tatsache, daß die einzelnen Sprachen sich mit sehr verschiedener Schnelligkeit verändern. Die litauische Sprache hat z. B. noch heute viele alte Formen erhalten, die in den verwandten Sprachen längst aufgegeben worden sind, wie *sunus* „Sohn", das dieselbe Gestalt aufweist wie das anderthalbtausend Jahre alte gotische *sunus*. Die schwedische Sprache in Finnland ist altertümlicher als die in Schweden gesprochene Sprache, die wiederum altertümlicher ist als das aus derselben urnordischen Sprache hervorgegangene Dänisch. Die indogermanischen Sprachen zeigen im ganzen starke Umwandlungen der ursprünglichen Gestalt, die türkischen dagegen sind sehr konservativ, so daß die Sprache der sogenannten Orkhoninschriften aus dem 8. Jahrhundert (vom dänischen Sprachforscher V. Thomsen entziffert) von dem heute in der Türkei gesprochenen Türkisch nicht besonders weit absteht. Innerhalb der einzelnen Sprachen gibt es ferner Perioden starker Umwälzungen neben solchen, wo ein relativer Stillstand herrscht. Es liegt nahe anzunehmen, daß es sich um die Einwirkung äußerer Umstände handelt, es ist aber nicht leicht, zu einigermaßen gesicherten Ergebnissen zu gelangen. Es scheint, als ob ungestörte politische und soziale Verhältnisse einer langsamen Sprachentwicklung günstig sind, und man hat u. a. auf die Sprachformen Islands, Gotlands und Sardiniens hingewiesen, die altertümlicher sind als die verwandten Festlandssprachen. Die isländische Sprache hat zwar das altnordische Flexionssystem beibehalten, aber die Aussprache ganz und gar geändert. Es ist auch eine eigentümliche und bisher nicht befriedigend erklärte Erscheinung, daß die Sprache bei Auswanderern oft gleichsam in der Entwicklung zurückbleibt; die französische Sprache in Kanada und in Friedrichsdorf stimmt in der Hauptsache mit dem Französischen des 18. Jahrhunderts überein, und das Spanische der Balkanjuden erinnert an die spanische Sprache des 15. und 16. Jahrhunderts. Es bleibt somit auch in dieser Hinsicht noch vieles zu erforschen.

III. Dialektbildung.

121. Bisher sind die sprachlichen Entwicklungsmöglichkeiten im allgemeinen ohne Rücksicht auf Zeit und Ort untersucht worden. Es wird nun die nächste Aufgabe der Sprachwissenschaft, die in jedem besonderen Falle vorkommenden Spracherscheinungen zu erklären, und zwar nicht nur geschichtlich, sondern auch mit Bezug auf ihre tatsächliche Verwendung und Verbreitung. Die Erfahrung zeigt uns, daß eine sprach-

liche Neuerung in einigen Fällen eine sehr weite Verbreitung findet, in anderen aber auf ein kleineres Gebiet beschränkt bleibt. Während z. B. die Entwicklung von *p* zu *pf*, *t* zu *z* im Hochdeutschen allgemein verbreitet ist, gehört die ganz entsprechende Entwicklung von *k* zu *kch* nur dem südlichsten Gebiete an, vgl. schweizerdeutsch die K c h i r c h e, er k c h a n n. Ähnlich verhält es sich mit *ei* aus älterem *ī*; die südlichen alemannischen Mundarten haben noch heute *ī* wie das Niederdeutsche. Überhaupt gibt es neben gemeinsamen Zügen eine große Menge von Abweichungen im Sprachgebrauch von Ort zu Ort. Es begegnen einem fortwährend andere Laute und Lautverbindungen, andere Wörter oder Wortbedeutungen, andere Formen und Fügungen — die Sprache zerfällt mit anderen Worten in verschiedene Dialekte. Die Spracherscheinungen verteilen sich indessen nicht nur verschieden nach den verschiedenen Örtlichkeiten; auch Verschiedenheiten im Beruf, Stande oder der Bildung der sprechenden Menschen rufen Unterschiede hervor, die man soziale Dialekte nennen könnte, und die sich übrigens vielfach mit den geographischen Dialekten kreuzen.

122. Für gewöhnlich werden die geographischen Dialekte nach den Landschaften benannt: man spricht vom Sächsischen, Schwäbischen usw. Versucht man aber näher zu bestimmen, was für jeden Dialekt eigentümlich ist, so stellt es sich bald heraus, daß sie sich gar nicht scharf gegeneinander abgrenzen lassen, daß vielmehr die Grenzlinien der einzelnen Sprachunterschiede in ganz anderer Weise das Sprachgebiet durchkreuzen als die Landschaftsgrenzen. Neben großen Hauptlinien wie z. B. die Grenzen zwischen niederd. *t* und hd. *z* gibt es eine Unmenge von weniger verbreiteten Erscheinungen, deren Grenzen in den verschiedensten Richtungen verlaufen, und die außerdem oft auf getrennten Gebieten auftreten können. Ein häufig begegnender Fall ist der, daß die Sprache nur ganz wenig von Ort zu Ort variiert. Von dem Orte *A* ist z. B. der Ort *B* nur wegen einzelner Züge sprachlich verschieden, der Ort *C* ist in derselben Weise nur wenig von *B* verschieden, usw., so daß die Unterschiede nur dann recht fühlbar werden, wenn wir *A* und *C* oder besser *A* und *D* oder *E* miteinander vergleichen. Die äußersten, entgegengesetzten Teile eines Sprachgebietes können somit erheblich verschieden sein, ohne daß auf irgendeinem Punkte ein schroffer Übergang nachzuweisen ist. Wenn aber jeder Ort in dieser Weise sozusagen seinen eigenen Dialekt hat, der sich mit keinem andern genau deckt, wird es selbstverständlich unmöglich, größere Dialekteinheiten reinlich auszuscheiden, weshalb man sich damit begnügen muß, die Verbreitung der einzelnen Erscheinungen anzugeben. Man zeichnet dann

auf die Sprachkarten Linien, die die übereinstimmenden Punkte verbinden oder umgrenzen, sogenannte Isophonen, wenn es sich um Lautverhältnisse handelt, Isoglossen, wenn Übereinstimmungen im Wortschatze dargestellt werden sollen, usw., oder die gleichen Erscheinungen werden auf den Karten mit übereinstimmender Färbung der betreffenden Gebiete bezeichnet. Versucht man, auf einer Karte möglichst viele Erscheinungen auf einmal aufzunehmen, erhält man ein wirres Bild von Linien, die sich in der launenhaftesten Weise kreuzen, und nirgends deutlich hervortretende Dialektgebiete.

123. Man hat daher behaupten wollen, daß es überhaupt keine solche gibt, daß scharfe Dialektgrenzen nicht anzutreffen sind, und daß wir nur mit Spracherscheinungen von ungleicher Verbreitung zu rechnen haben. Mit dieser Auffassung wird indessen die Sache auf die Spitze getrieben. Bei näherem Zusehen stellt es sich heraus, daß mehrere Erscheinungen manchmal dieselben Grenzlinien haben können, so daß zwei Orte in mehreren, mitunter in vielen Punkten voneinander abweichen können, wodurch der Übergang fühlbarer als sonst wird: es gibt eine wirkliche Dialektgrenze. Natürlich muß man hierbei auf solche Erscheinungen Rücksicht nehmen, die einigermaßen stabil sind, vor allem die lautlichen, und unter ihnen muß man ferner solche wählen, die bedeutsam sind, d. h. die eine verhältnismäßig große Prozentanzahl der Wörter betreffen. Es wird sich dann auch oft zeigen, daß die Grenzlinien, wenn sie auch nicht zusammenfallen, doch derselben Hauptrichtung folgen, und daß innerhalb dieser ein Gebiet vorhanden ist, wo sämtliche dargestellten Erscheinungen vorhanden sind, ein Dialektkern, wie man es genannt hat. Ein solcher Dialektkern kann durch eine Zone mit verschiedenen Abstufungen der Spracherscheinungen von einem anderen geschieden sein, usw. Ein Dialekt ist also, in diesem Sinne gefaßt, nicht mittelst soundso vieler Züge, die nicht anderswo vorkommen, zu bestimmen, sondern besteht aus einer bestimmten Kombination von Erscheinungen, die jede für sich eine viel größere Verbreitung haben können.

124. Die Erklärung der ungleichen Ausbreitung der einzelnen Spracheigentümlichkeiten und das Entstehen scharfer Dialektgrenzen bietet der Wissenschaft viele interessante, oft aber auch sehr schwierige Aufgaben. Es ist von vornherein klar, daß die Ausbreitung der Spracherscheinungen vom Verkehr abhängt. Wo der Verkehr aufhört, hört auch die Sprachgemeinschaft auf, und es gilt also für jeden Fall ausfindig zu machen, wodurch er gestört oder gehemmt worden ist. Man wird hier sofort an natürliche Hinderungen wie Flüsse, Gebirge, Wälder, Wüsten

denken, und tatsächlich finden wir oft Sprachunterschiede, die mit solchen im Zusammenhang stehen. Sie reichen aber nicht immer aus, um den Verkehr zu hindern, wie es besonders deutlich an mehreren Stellen der drei großen Bergketten Europas ersichtlich ist. Im Kanton Wallis in der Schweiz wird der nämliche Dialekt gesprochen wie in Val d'Aosta auf der italienischen Seite der Alpen, und nicht einmal der gewaltige Mont-Blanckomplex wirkt sprachscheidend. Die katalanische Sprache geht über die östlichen Pyrenäen hinaus nach Frankreich hinein, während der gaskognische Dialekt westlich von Andorra über das Gebirge ins katalanische Gebiet hinübergreift. Ähnliches läßt sich in bezug auf das beiderseits der Karpathen gesprochene Rumänisch beobachten. Es muß demnach noch andere Faktoren geben, die den Verkehr hemmen können, was auch daraus erhellt, daß erhebliche Sprachunterschiede auch dort anzutreffen sind, wo gar keine natürlichen Hinderungen vorhanden sind.

125. Abgesehen davon, daß Sprachunterschiede notwendig entstehen müssen, wo ein Teil einer Bevölkerung durch Auswanderung isoliert oder durch das Eindringen eines fremden Volkes von den Stammgenossen getrennt wird, kommen vor allem politische, ökonomische und religiöse Verhältnisse in Betracht. Die altgriechische Sprache ist uns in einer Menge von Dialekten überliefert, die die politische Zersplitterung Griechenlands im Altertume widerspiegeln. In derselben Weise können die Verwaltungsbezirke eines Landes wirken, und von einschneidender Bedeutung haben sich vielfach die kirchlichen Verhältnisse erwiesen. Der pikardische Dialekt in Nordfrankreich hebt sich vom Zentralfranzösischen durch eine Reihe bedeutsamer Erscheinungen ab, deren Grenze, wie H. Morf nachgewiesen hat, sich genau mit den Grenzen verschiedener Bistümer deckt. Kirchliche und weltliche Einteilungen können zusammentreffen, wie die Sprachgrenze zwischen Ober- und Niederelsaß sowohl mit einer früheren französischen Departementsgrenze als mit der alten Grenze zwischen den Bistümern Basel und Straßburg zusammenfällt.

126. Die einzelnen dialektbildenden Kräfte können sich ferner in mehrfacher Weise kreuzen. Wichtig ist namentlich der Umstand, daß ein Dialektgebiet sich erweitern kann, wodurch mögliche Übergangszonen, die es umgeben, verschwinden. Es kann entweder ein politisches, ökonomisches oder geistliches Zentrum einen nivellierenden Einfluß auf die Umgebung ausüben, wie die Sprache von Paris die alte Volkssprache der Umgebung weit hinaus verdrängt hat, oder eine Bevölkerung kann sich über weitere Gebiete ausbreiten wie die Spanier nach

dem Aufhören der Araberherrschaft. Einen ausgleichenden Einfluß üben auch große Verkehrsstraßen. So finden sich den Ufern des Rheins und der Mosel entlang auf weiten Strecken dieselben Spracherscheinungen. H. Morf hat nachzuweisen versucht, daß die Dialekte Frankreichs in drei Hauptgruppen zerfallen, deren Entwicklung damit übereinstimmt, daß die Romanisierung Galliens auf drei Hauptwegen stattgefunden hat: der südwestliche Teil von dem alten Narbonensischen Gallien, das Zentrum von Lyon, der Nordosten wahrscheinlich von Trier aus. Jedenfalls hat er schlagend nachgewiesen, daß die berühmten Worte von der Dreiteilung Galliens, womit Cäsar seinen „Gallischen Krieg" einleitet, noch heute ihre Gültigkeit haben, indem das Pikardische, das Zentralfranzösische und das Gaskognische den von Cäsar erwähnten belgischen, keltischen und aquitanischen (iberischen) Teilen Galliens entsprechen. Hiermit stehen wir aber vor der Frage, inwiefern Dialektverschiedenheiten auf alten Stammesverschiedenheiten beruhen.

127. Wenn eine Sprache eine andere verdrängt, wird man annehmen können, daß diejenigen, die die neue Sprache annehmen, Spuren ihrer ursprünglichen Sprache bewahren werden. Man hat z. B. die bunte Entwicklung der romanischen Sprachen aus der einheitlichen lateinischen Sprache dadurch erklären wollen, daß diese Sprache überall von den vorlateinischen Sprachen gefärbt worden sei. Es zeigt sich indessen als unmöglich, einen Nachweis hierfür zu liefern. Nur in den wenigsten Fällen können wir mit einiger Sicherheit Erhaltung nichtlateinischer Sprachgewohnheiten in den heutigen romanischen Sprachen konstatieren, z. B. südit. *quanno* für *quando* „wenn", wo *nn* zu oskischem *nn* dem lat. *nd* gegenüber stimmt. Selbst der Wandel von lat. *u* zu frz. [y], der gewöhnlich dem Einfluß keltischer Sprachgewohnheit zugeschrieben wird, scheint nach neueren Untersuchungen nicht damit in Verbindung zu stehen, und in vielen Fällen kommt man nicht über mehr oder weniger wahrscheinliche Vermutungen hinaus. Nichtsdestoweniger behaupten einige Forscher, daß Dialektbildung überhaupt auf Einwirkung längst verschollener Sprachen beruht, was indessen eine einseitige Übertreibung ist. Es ist unbewiesen, daß Sprachgewohnheiten untilgbar vererbt werden, man denke nur daran, wie vollkommen Kinder eine fremde Sprache erlernen können, und verschiedene andere Tatsachen sprechen gegen eine solche Auffassung. Auf der einen Seite haben wir dialektische Sonderentwicklung an Orten, wo nie eine andere Bevölkerung gesessen hat, z. B. auf den Färöerinseln und Island, die von Norwegen aus bevölkert wurden; selbst wenn die Ansiedler schon in der Heimat verschiedene Dialekte sprachen, erklärt sich daraus nicht, daß das Färöische und Is-

ländische sich vom Norwegischen verschieden entwickelt haben. Auf der anderen Seite gibt es Gebiete, wo die heutigen Dialekte durchaus nicht mit denjenigen des Altertums stimmen. Die altgriechischen Dialekte wurden von Alexander an vom Attischen verdrängt, das die Gemeinsprache der griechischen Welt wurde. Diese sogenannte Koine, worin u. a. das Neue Testament geschrieben ist, zerfiel wiederum in verschiedene Dialekte, von denen aber nur ein einziger, der zakonische, mit einem alten Dialekte in Zusammenhang gebracht werden kann; er setzt das alte Dorische fort.

128. Man könnte nun freilich den Einwand erheben, daß es ja doch höchst auffallend bleibt, daß die heutige sprachliche Dreiteilung Frankreichs (vom Provenzalischen abgesehen) einer Dreiteilung des Altertums entspricht. Es dürfte sich aber dies in der Weise erklären lassen, daß alte Stammesgrenzen sehr wohl unter anderen Verhältnissen Sprachgrenzen bleiben können, wenn sie nämlich Verkehrsgrenzen bleiben, was eben in Frankreich der Fall gewesen ist. Die römische Verwaltung folgte hauptsächlich den vorhandenen Volks- und Stammeseinteilungen, und die kirchliche Administration baute vielfach darauf weiter. So wird auch in manchem anderen Falle der erste Grund einer Dialektgrenze in ethnologischen Verhältnissen zu suchen sein, diese Auffassung ist aber durchaus nicht gleichbedeutend mit dem Glauben an mystische Nachwirkungen der Sprachweise längst verschwundener Völkerschaften. Überhaupt gilt es in jedem besonderen Falle, die verschiedenen sprachscheidenden Faktoren aufzusuchen. Sie können entweder zusammenwirken oder einander ablösen, so daß das Entstehen einer Dialektgrenze manchmal ein sehr komplizierter Vorgang ist.

129. Aus einer Gruppe von Dialekten kann sich eine Gruppe von selbständigen Sprachen entwickeln. Die Grenze zwischen „Dialekt" und „Sprache" ist fließend, und es gibt keine allgemeingültige Definition des Begriffes „Sprache". Dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nach ist eine Sprache dort vorhanden, wo es sich um eine politische, nationale und kulturelle Einheit der Sprechenden handelt. So sind Deutsch und Holländisch, Schwedisch und Dänisch verschiedene Sprachen, obwohl der Abstand zwischen ihnen nicht größer ist als zwischen vielen Dialekten derselben Sprache. Ohne Willkür kommt man aber dabei nicht aus. Das Niederdeutsche ist ebensosehr vom Hochdeutschen verschieden wie das Holländische, wird aber vielfach als deutscher Dialekt gerechnet; ebenso wird oft das Ruthenische oder Kleinrussische als ein russischer Dialekt angesehen, weil die ca. 30 Mill., die es sprechen, keine politische und literarische Selbständigkeit besitzen. Umgekehrt wird das Provenzalische,

obschon es politisch und national zu Frankreich gehört, als eine selbständige Sprache betrachtet, namentlich von Sprachforschern, denn für eine rein sprachwissenschaftliche Betrachtung ist zunächst ein Dialekt dort vorhanden, wo es neben den Verschiedenheiten viele Anknüpfungen an die angrenzenden Sprachformen gibt, eine Sprache hingegen, wo solche weniger sind. Natürlich wird es aber in vielen Fällen Geschmacksache sein, ob man eine oder die andere Benennung braucht.

130. Neben den räumlichen Sprachverschiedenheiten gibt es, wie bereits erwähnt, solche, die darauf beruhen, daß die Menschen ihrer gesellschaftlichen Stellung nach verschiedene Gruppen bilden. War es dort schwierig, feste Grenzen zu ziehen, wird dies hier ganz unmöglich, weil der einzelne gleichzeitig mehreren sozialen Gruppen angehören kann.

Die umfassendste Gruppenteilung ist die zwischen Männern und Frauen. Daß die Frauen vielfach anders als die Männer sprechen, ist eine bekannte Tatsache, wobei jedoch die sprachlichen Besonderheiten, die von den verschiedenen Anlagen der Geschlechter stammen, von denjenigen zu scheiden sind, die sich auf ihre verschiedene soziale Stellung gründen. Cicero erzählt, daß die römischen Frauen anders als die Männer sprächen, d. h. sie nähmen keinen Teil an dem öffentlichen Leben, das natürlich andere Ausdrücke bedingt als das alltägliche Leben im Hause. Die türkischen Frauen sprechen ein reineres Türkisch als die Männer, die bei weitem mehr arabische und persische Ausdrücke verwenden, und ähnlich verhält es sich in Griechenland und überhaupt auf der Balkanhalbinsel, wo die Männer oft weit herumziehen und andere Sprachen reden, während die Frauen daheim sitzend die ererbte Sprache treu bewahren. Auch in Frankreich und anderswo läßt sich wahrnehmen, daß die Frauen die Mundarten besser bewahren als die Männer, die z. B. durch den Militärdienst verschiedenen sprachlichen Einflüssen ausgesetzt werden. Der Geschlechtsverschiedenheit zuzuschreiben ist dagegen die im ganzen mehr impulsive Sprechweise der Frauen, mit vielen Andeutungen und Abkürzungen. Ihre Sprache ist auch meistens von den Flüchen und Derbheiten frei, die so oft bei den Männern vorkommen, während sie umgekehrt mit besonderer Vorliebe Wendungen wie „schrecklich liebenswürdig" usw. brauchen. Auch gewisse Besonderheiten in der Aussprache hat man oft den Frauen zugeschrieben; so sollen die kretensischen Frauen abweichend von den Männern oft *l* in *r* verwandeln.

131. Ganz erheblich ist manchmal der Sprachunterschied zwischen den oberen und den niederen Schichten einer Stadtbevölkerung. Die ersten haben besondere Gelegenheit, sich eine literarische Bildung zu erwerben, wodurch sie mit Wörtern und Ausdrücken vertraut werden, die über

den gewöhnlichen Horizont des gemeinen Mannes gehen; es entwickelt sich auch unter ihnen ein feiner Umgangston, der viele Wörter und Redeweisen als zu derb oder anstößig verpönt, und auch in der Aussprache tritt der Unterschied vielfach an den Tag, indem gewisse Laute oder Formen von den oberen Schichten als vulgär vermieden werden; wenn sie nämlich häufig bei Ungebildeten vorkommen, werden sie allmählich mit diesen assoziiert und deshalb als unschön angesehen. Die Sprachform der niederen Schichten, die sogenannte Vulgärsprache, ist indessen nicht ausschließlich als die Sprache der Ungebildeten aufzufassen; es finden sich manchmal in ihr auch verschiedene dialektische Elemente, die sich daraus erklären, daß die Landbevölkerung immer einen recht beträchtlichen Anteil an dem Zuwachs der Bevölkerung in den großen Städten hat. Die beiden Sprachformen sind ferner nicht scharf geschieden. Die unteren Schichten streben darnach, sich die Sprache der Gebildeten anzueignen, oft mit besonderer Vorliebe für gewisse Wörter und Redensarten, die dann von den letzteren geflissentlich gemieden werden, und auf der anderen Seite kann ein Einfluß auf die gebildete Sprache seitens der Vulgärsprache oft genug beobachtet werden, indem diese der etwas einförmigen Konvenienz der gebildeten Umgangssprache gegenüber auf viele, namentlich jüngere anziehend wirkt, mitunter wohl auch in der Weise, daß die Kinder von den Dienstboten beeinflußt werden. Daneben muß ferner beachtet werden, daß die Sprache der Gebildeten von vornherein in verschiedene Stilarten zerfällt; neben der gesellschaftlichen Umgangssprache steht eine mehr nachlässige auf vertrauliche Kreise beschränkte Redeweise, und für besondere Fälle gibt es wiederum eine feierlichere Sprachform (Bühnensprache, Kirchensprache). In vielen entlegeneren Sprachen spielt die Rücksicht auf die Umgebung eine gewaltige Rolle, so daß es verschiedene Ausdrucksformen gibt je nach dem Stande des Redenden und des Angeredeten, nämlich je nachdem sie gleichgestellt oder einander über- oder untergeordnet sind.

132. Anders geartet sind die Sprachverschiedenheiten, die im Vorhandensein verschiedener Berufsklassen wurzeln. Daß jedes Fach einen besonderen Wortschatz haben muß, ist von vornherein klar. Jagd und Fischerei, Landwirtschaft und Bergbau, Handwerke und Industriezweige, Künste und Wissenschaften besitzen jede für sich eine Fülle von technischen Benennungen, die in ihrem vollen Umfange nur den Betreffenden bekannt sind, während natürliche Teile davon sprachliches Gemeingut sein können. Die fachliche Gemeinschaft erzeugt aber auch gemeinsame Denkweise und gemeinsamen Sprachgebrauch in weiterem Sinne.

Die Juristen brauchen nicht nur juristische Fachausdrücke, sondern halten an einer veralteten Sprache und an traditionellen Formeln fest, die anderen unverständlich sein können (Kanzleisprache), die Ärzte mengen lateinische Ausdrücke in ihre Sprache, usw. Je abgeschlossener ein Berufskreis ist, desto eigenartiger wird sich seine Sprachform gestalten; nicht nur werden neue Fachausdrücke in besonderer Weise gebildet, sondern das Leben wird durch eine fachliche Brille gesehen, so daß die Fachbenennungen auf allgemeine Erscheinungen übertragen werden. Es entsteht so, was man mit dem französischen Worte *argot* zu nennen pflegt. In sehr vielen Fällen handelt es sich natürlich um Kreise, die den niederen Schichten angehören, und die Sonderspachen werden daher von der farbenreichen, anschaulichen Vulgärsprache stark geprägt, vgl. aus der Soldatensprache Fälle wie Schießprügel für „Gewehr", Jammertal für „Exerzierplatz", aus der Buchdruckersprache z. B. Eierkuchen oder Zwiebelfische für „zusammengeworfenen Satz", usw., weshalb „Argot" vielfach auch für Vulgärsprache überhaupt gebraucht wird, während es auf der anderen Seite z. B. nicht von der ganz entsprechenden Studentensprache verwendet wird. Es gibt ferner eine Schülersprache, ein parlamentarisches Argot, Schauspielerargot usw.

133. Alle Sondersprachen entwickeln sich ganz spontan infolge der sozialen Gruppenbildungen. Dasselbe gilt auch von den sogenannten Vagabunden- oder Verbrechersprachen. In der Hauptsache sind sie weitere Ausbildungen einer Vulgärsprache mit Einmischung verschiedener fremder Bestandteile durch den Einfluß loser Existenzen aus anderen Nationen. Viele volkstümliche Wendungen und Wortverdrehungen sind an sich für weitere Kreise schwer verständlich, und sind solche reichlich vorhanden, so bildet sich leicht eine „Geheimsprache" aus, wobei es natürlich auch geschehen kann, daß die Betreffenden die Zahl solcher Wendungen geflissentlich vermehren. Eine solche Sprache ist das sogenannte „Rotwelsch", d. h. Bettlersprache, das in seinem ganzen Bau durchweg deutsch ist, nur im Wortschatze aber für eine Menge gewöhnlicher Ausdrücke Umschreibungen eintreten läßt. Wie z. B. der parisische Arbeiter es liebt, für die Tasche *la profonde*, für die Beinkleider *le grimpant* zu sagen, so heißt es im Rotwelsch nicht Pferd, sondern *trappert*, nicht Fuß oder Schuh, sondern *trittling*; der Zahn wird *bitert* genannt, das Wasser *flosser*, der Fisch *flossling*; *bählert* ist ein Schaf, *funken* Feuer anzünden, usw. Daneben gibt es eine Anzahl von judendeutschen und hebräischen Wörtern, Zigeunerwörter usw., auch einige lateinische, die davon zeugen, daß studierte Leute am Vagabundenleben beteiligt gewesen sind. Direkte Entstellungen

kommen kaum vor. Wenn z. B. im „Krämerlatein“, das eine besondere Form des Rotwelsch ist, „ich“ und „du“ *minnotes* und *zinnotes* heißen, so handelt es sich um eine Umschreibung, wie sie nicht selten auch anderswo anzutreffen ist, vgl. nicht nur vulgärfrz. *mon orgue* „ich“, sondern auch Fälle wie ahd. *mīn līp*, altfrz. *mon cor(p)s* „ich“. Es kommt jedoch in derartigen Sprachen vor, daß die Wörter durch willkürliche Änderung der Laute entstellt werden; namentlich die russische Vagabundensprache scheint vieles dieser Art zu enthalten. Durchgeführte Verdrehungen wie die „Erbsensprache“ und ähnliche Spielereien, die in vielen Sprachen vorkommen, sind dagegen meist nur bei Kindern im Gebrauch, obwohl auch die Pariser Metzger, um ihre Kunden zu prellen, sich dieses Mittels bedienen sollen.

134. Die sprachlichen Sondergruppen lassen sich noch weiter verfolgen. Es geschieht nicht selten, daß ein bestimmter Umgangskreis einen eigenen Sprachgebrauch ausbildet, der von längerer oder kürzerer Dauer sein kann. Ein berühmtes Beispiel hiervon ist das Preziösentum Frankreichs im 17. Jahrhundert. In den Kreisen der vornehmen Damen und der Schöngeister entwickelte sich eine verfeinerte Sprache, die aber recht bald zur Unnatur ausartete. Ferner hat oft ein einzelner Familienkreis gewisse Spracheigentümlichkeiten, ja genau genommen hat jeder Mensch seine eigene Sprache, die sich mit keiner andern völlig deckt. Die Unterschiede zwischen den Individuen sind indessen zu geringfügig, als daß es angebracht wäre, von Individualdialekten zu sprechen. Dagegen ist es aber klar, daß Dialektbildungen, sowohl örtliche als soziale, nicht eine Spaltung einer ursprünglichen absoluten Einheit darstellen, sondern auf Sammlung der Individualsprachen zu größeren oder kleineren relativen Einheiten beruhen.

135. Die sozialen Sondersprachen sind von den örtlichen dadurch verschieden, daß sie hauptsächlich nur den Wortschatz und die Phraseologie betreffen. Außerhalb der rein fachlichen Gebiete bieten sie keine erheblichen Hindernisse für das Verständnis, spielen vielmehr eine wichtige Rolle in der gesamten Sprachentwicklung, wie oben mehrfach erwähnt. Anders verhalten sich die geographischen Dialekte, die namentlich in älterer Zeit, wo die Verkehrsmittel schlecht waren, entstanden sind; hier erstrecken sich die Verschiedenheiten auf alle Seiten des Sprachlebens und beeinträchtigen das Verständnis in nicht unerheblicher Weise. Wenn eine Bevölkerung viele abweichende Dialekte spricht, so werden dann sammelnde Kräfte einsetzen können, die umfassender sind als diejenigen, die die einzelnen Dialekte schaffen: eine Gemeinsprache wird notwendig. Am häufigsten entwickelt sich eine solche dadurch, daß ein

bestimmter Dialekt bevorzugt wird, und zwar derjenige, der dort gesprochen wird, wo sich der kulturelle oder politische Mittelpunkt des Landes befindet. Während die ältesten Denkmäler einer Sprache gewöhnlich rein dialektisch sind, wird nach und nach ein einzelner Dialekt der herrschende, in Frankreich die Sprache von Paris, in Deutschland die Sprache der sächsischen Kanzlei, namentlich durch die Bibelübersetzung Luthers, in Italien der toskanische Dialekt.

136. In dieser Weise entsteht zunächst eine gemeinsame Schriftsprache, woneben die Dialekte fortbestehen können. Sowohl die deutsche als die italienische Schriftsprache werden je nach den Gegenden sehr verschieden ausgesprochen, auch von solchen, die nicht eigtl. Dialekt sprechen. Eine wirkliche, einheitliche Gemeinsprache, eine Reichssprache, entwickelt sich erst dann, wenn die örtlichen Verschiedenheiten durch regen mündlichen Verkehr gleichsam abgeschliffen werden, so daß eine Sprachform entsteht, die sich nicht lokalisieren läßt. Da der lebhafteste Verkehr von Menschen aus verschiedenen Orten in den großen Städten stattfindet, ist die Reichssprache eine Stadtsprache und wie die Schriftsprache von dem wichtigsten Zentrum des Landes geprägt; von den Städten breitet sie sich aber weiter, und heute, wo der Verkehr sich so außerordentlich entwickelt hat, weichen überall in den Kulturländern die Dialekte allmählich zurück. Dazu trägt natürlich auch die gesteigerte Aufklärung bei, weil die Schriftsprache mit der gesprochenen Reichssprache vielfach verwandt ist; in den Ländern, wo viele weder lesen noch schreiben können, bewahren die Mundarten sich besser. Und endlich wirkt die ganze soziale Entwicklung in derselben Richtung; die Bauern fangen an, sich ihrer Mundart zu schämen, und ahmen die Reichssprache bewußt nach.

IV. Sprachverwandtschaft und Sprachstämme.

137. Aus einer Gruppe von Dialekten kann, wie eben erwähnt, eine Gruppe von Sprachen entstehen, indem jeder einzelne sich mehr oder weniger scharf von den übrigen abhebt. Es läßt sich dies in einigen Fällen direkt beobachten und geschichtlich nachweisen. Je länger wir z. B. die skandinavischen Sprachen zurück verfolgen, desto mehr schwinden die Verschiedenheiten, und wenn wir zu den ältesten Denkmälern gelangen, begegnet uns in den Runeninschriften dieselbe Sprachform sowohl in Dänemark als in Schweden und Norwegen, wenn auch kleine örtliche Abweichungen nachweisbar sind. Wir wissen auch, daß diese Sprache im Altertum über ganz Skandinavien „die dänische Zunge" genannt wurde. In entsprechender Weise zeigen die romanischen Sprachen

in ihren älteren Formen eine immer größere Annäherung zueinander, je länger wir in der Zeit hinaufrücken, und sie vereinen sich zuletzt in der lateinischen Sprache, die am Ende des Altertums über das ganze weströmische Reich verbreitet war. Wenn Sprachen sich in dieser Weise verhalten, so nennt man sie verwandt, und Sprachverwandtschaft läßt sich mit Verwandtschaft auf anderen Gebieten insofern vergleichen, als damit gemeinsame Abstammung besagt wird. Es besteht aber der sehr wesentliche Unterschied, daß verwandte Sprachen nicht in der Weise von einer Muttersprache ausgehen, daß sie sich wie Kinder von einer Mutter abtrennen und neben ihr ein selbständiges Dasein haben; eine „Tochtersprache" ist immer die „Muttersprache" auf einer späteren Entwicklungsstufe, dieselbe Sprache in einer anderen Gestalt: Französisch ist die heutige Gestalt der lateinischen Sprache, Italienisch aber ebensogut, nur auf einem anderen Gebiete; es gibt daher keinen bestimmten Augenblick, wo das Latein aufhört und die romanischen Sprachen anfangen, ein allmählicher Übergang verbindet immer die jüngeren Stufen mit den älteren, wenn auch die Veränderungen in einer Periode durchgreifender sein können als in anderen.

138. Nur in seltenen Fällen lassen verwandte Sprachen sich in dieser Weise historisch bis auf ihren gemeinsamen Ursprung zurückführen. Die sprachliche Überlieferung hört meistens auf, bevor wir zu diesem Punkt gelangen, und in sehr vielen Fällen besitzen wir nur die heutigen Sprachformen. Es gilt dann, die Verwandtschaft auf dieser Grundlage zu bestimmen, und das wird möglich sein, wenn man sich vergegenwärtigt, wie die Sprachverwandtschaft sich zu äußern pflegt. Als Entwicklungen aus einer gemeinsamen Grundform werden verwandte Sprachen einander mehr oder weniger ähnlich sein. Ähnlichkeiten können aber täuschen und rein zufällig sein. Daß „schlecht" sowohl auf englisch als auf persisch *bad* heißt, kann offenbar ebensowenig Verwandtschaft zwischen diesen Sprachen beweisen, als engl. *much* und das gleichbedeutende spanische *mucho* ein näheres Verhältnis zwischen Englisch und Spanisch begründen, denn diese Übereinstimmungen stehen ganz vereinzelt da; oft zeigen, wie schon eingangs erwähnt, die älteren Formen der Wörter, daß die heutigen Ähnlichkeiten ganz zufällig sind; die Gleichheit zwischen engl. *mistake* und it. *misprendere* schwindet sofort, wenn es sich zeigt, das die englische Vorsilbe *mis-* mit dem Zeitwort *to miss* „missen" zusammenhängt, während it. *mis-* auf lat. *minus* „weniger" zurückgeht. Selbst häufige Übereinstimmungen im Wortschatz beweisen von vornherein nichts, weil sie auf Entlehnung beruhen können. Dagegen zeigt die Erfahrung, daß die grammatischen

Formen nicht so leicht entlehnt werden (vgl. § 113), und da ferner kein naturnotwendiges Verhältnis zwischen diesen und dem, was sie bezeichnen, besteht, ist es somit einleuchtend, daß eine systematische Übereinstimmung zwischen zwei oder mehreren Sprachen in der Gestalt und Bedeutung der grammatischen Formen nicht wohl ein Werk des Zufalles sein kann. Wo demnach eine solche vorhanden ist, haben wir verwandte Sprachen vor uns, gleichviel ob die Wörter recht verschieden sind. Ganz ohne Bedeutung sind diese aber auch nicht. Elementare Wörter wie die persönlichen Fürwörter, niedere Zahlwörter, Verwandtschaftsnamen, Bezeichnungen der Körperteile und der allgemeinen Naturdinge und -erscheinungen werden ebenfalls seltener entlehnt, und wo grammatische Übereinstimmung vorhanden ist, werden auch die meisten dieser Wörter übereinstimmende Formen aufweisen.

139. Dazu kommt aber noch ein Umstand, der vielleicht der wichtigste ist, weil schließlich Sprachen einen in den Hauptzügen übereinstimmenden Bau haben können, ohne direkt verwandt zu sein, oder umgekehrt Sprachen gemeinsamer Abstammung einen ganz verschiedenen Bau erhalten können. Wenn Sprachen sich aus einer gemeinsamen Grundform verschieden entwickeln, geschieht es u. a. durch eine Reihe von regelmäßigen Lautveränderungen. Wenn z. B. in einem Wort der Laut x in einer Sprache zu x^1 wird, in einer dritten zu x^2 usw., wird dasselbe sich auch in anderen Wörtern wiederholen, die ursprünglich den Laut x hatten. Das heißt mit anderen Worten, daß die lautlichen Abweichungen zwischen verwandten Sprachen vielfach konstant sind, solange wir mit dem von der Grundsprache ererbten Wortschatze zu tun haben, wie aus folgender Übersicht über die Entwicklung der lateinischen Wörter *octo* „acht", *nocte-* „Nacht", *lacte-* „Milch", *factum* „Tat" ersichtlich ist:

französisch	spanisch	italienisch	rumänisch
huit	*ocho*	*otto*	*opt*
nuit	*noche*	*notte*	*noapte*
lait	*leche*	*latte*	*lapte*
fait	*hecho*	*fatto*	*fapt*

Haben wir also z. B. im Französischen *fruit* aus lat. *fructus*, können wir von vornherein sagen, daß das entsprechende Wort im Italienischen *tt*, im Rumänischen *pt* haben muß (*frutto, frupt*), und in dieser Weise werden verwandte Sprachen gewöhnlich eine Reihe konstanter Lautübergänge aufweisen.

140. Werfen wir nun einen Blick auf die germanischen Sprachen, Skandinavisch, Deutsch, Holländisch, Friesisch, Englisch, so tragen sie

schon in ihren heutigen Gestalten unverkennbare Zeichen der Verwandtschaft. Wir finden z. B. daß die Adjektive in genau derselben Weise gesteigert werden: weit : weiter : weitest, engl. *wide : wider : widest*, dän. *vid : videre : videst*, und daß die Steigerung dieselben Unregelmäßigkeiten aufweist in Fällen wie gut : besser : best, engl. *good : better : best*, dän. *god : bedre : bedst*. Die Zeitwörter haben überall nur zwei einfache Zeitformen; die Vergangenheitsform ist entweder ohne besondere Endung oder hat eine solche, die einen *t*- oder *d*-Laut enthält: fragte, endete, engl. *dwelt, asked*, dän. *spurgte* „fragte", *dvælede* „verweilte"; ist keine Endung da, wird der Stammvokal übereinstimmend geändert: geben : gab, engl. *give : gave*, dän. *give : gav*, usw. Eine ähnliche Vokaländerung tritt vielfach zwischen Substantiven und Zeitwörten desselben Stammes auf: binden : Band, engl. *bind : bond*, dän. *binde : baand*. Die persönlichen Fürwörter sind identisch: ich : mich, engl. *I : me*, dän. *jeg : mig*, ebenso die Zahlwörter: sieben, engl. *seven*, dän. *syv*; zehn, engl. *ten*, dän. *ti*, auch eine ganze Menge elementarer Wörter wie Vater, Mutter, Auge, Nase, Zahn, Arm, Tag, Nacht, Sonne, Mond, Wind, Regen usw. Endlich haben wir konstante Lautübergänge zwischen den einzelnen Sprachen:

deutsch	englisch	dänisch
ein	*one*	*en*
Bein	*bone*	*ben*
Geiß	*goat*	*ged*
Eiche	*oak*	*eg*
heil	*whole*	*hel*

oder

deutsch	englisch	dänisch
drei	*three*	*tre*
denken	*think*	*tænke*
Dieb	*thief*	*tyv*
Durst	*thirst*	*tørst*
Ding	*thing*	*ting*

141. Gehen wir zu den alten Sprachdenkmälern zurück, so mehren sich die Ähnlichkeiten bedeutend. Die Kasusflexion, die jetzt nur noch im Deutschen und Isländischen voll erhalten ist, ist auch im Altenglischen und Altnordischen vorhanden und in derselben Weise eingerichtet, z. B. mit sowohl „starker" als „schwacher" Beugung. Der heute verwischte Wechsel in Fällen wie ursprünglich ich beiß: wir bissen (vgl. § 17) tritt überall auf, z. B. ahd. *steig : stigum*, alteng. *stāh : stigon*, altnord. *steig : stigum*.

Es sind das untrügliche Zeichen, daß die germanischen Sprachen eigentlich nur Dialekte eines und desselben Sprachgebietes sind. Es fragt sich nun, ob wir weiter gelangen können, und ob es möglich sein wird nachzuweisen, daß dieses Sprachgebiet einst einheitlich oder jedenfalls ohne erhebliche örtliche Verschiedenheiten gewesen ist. Die ältesten Sprachdenkmäler sind bei allen Ähnlichkeiten doch ausgeprägt verschieden,

und wir können daher auf historischem Wege nicht weiter kommen, sondern müssen zur Sprachvergleichung greifen und mittelst Vergleichung der Übereinstimmungen und Verschiedenheiten und daraus gezogener, rationeller Folgerungen die ursprüngliche Gestalt der Formen festzustellen suchen.

142. Wie man dabei verfährt, mag an einigen Beispielen veranschaulicht werden. Neben althochdeutsch, gotisch und altenglisch *faran* „fahren" haben wir im Altnordischen *fara*. Hieraus schließt man, daß *faran* die ursprüngliche Form ist, und daß das Altnordische das *-n* hat fallen lassen, weil Schwund eines auslautenden *n* ein sehr gewöhnlicher Vorgang ist. Es wäre an sich denkbar, daß *fara* die ursprüngliche Form ist, denn es kommt vor, daß eine einzelne Sprache das Ursprüngliche bewahrt; in solchen Fällen aber pflegen die übrigen Sprachen nicht alle auf dieselben Neuerungen zu verfallen. Vom Worte „Gast" haben wir die folgenden alten Formen: got. *gasts*, ahd. *gast*, altengl. *giest*, altn. *gestr*. Wie hat das Wort nun ursprünglich gelautet? Zufälligerweise wissen wir, daß es im Urnordischen *gastiʀ* lautete, womit *gast-* als ursprüngliche Stammform gesichert ist. Es erübrigt dann, die ursprüngliche Endung festzustellen. Daß sowohl got. *gasts* als urnord. *gastiʀ* nicht ursprünglich sind, leuchtet sofort ein, denn von *gasts* gelangt man nicht zu *gastiʀ*, und diese Form läßt sich auch nicht von *gasts* herleiten. Wir müssen also eine Grundform annehmen, aus der sie sich beide ungezwungen erklären lassen, und eine solche Form ist **gastis* (*gastiz*)[1]), woraus got. *gasts* durch Wegfall des *i*, urnord. *gastiʀ* durch Übergang von *z* (stimmhaftem *s*) zu *r* hervorgegangen sind. In entsprechender Weise wird aus ahd. *tag*, got. *dags*, altengl. *dæg*, altn. *dagr* eine gemeinsame Grundform **dagas* (*dagaz*) erschlossen, denn Wörter dieser Beugungsklasse sind im Urnordischen mit der Endung *-ar* vorhanden, so daß urnord. **dagar* und got. *dags* sich wie *gastiʀ* und *gasts* gegenüberstehen.

143. In dieser Weise kann man in zahlreichen Fällen die Formen ermitteln, die die für alle germanischen Sprachen gemeinsame Grundlage bilden, und es läßt sich mit um so größerer Sicherheit tun, als wir nicht selten imstande sind, die so erworbenen Ergebnisse zu kontrollieren. Die germanischen Sprachen sind nämlich in sehr alter Zeit (etwa zu Beginn unserer Zeitrechnung) mit dem Finnischen in Berührung gewesen, und diese Sprache hat damals sehr viele germanische Wörter entlehnt; in der darauffolgenden Zeit hat das Finnische sich verhältnismäßig wenig geändert, weshalb die altgermanischen Wörter

---

1) Mit * werden nicht belegte Formen bezeichnet.

bis heute hier ihre alte Gestalt bewahrt haben, und wenn z. B. ein „Ring" finnisch *rengas* lautet, ist diese Form eine schöne Bestätigung der gemeingermanischen Form **hringas*, die aus ahd., altengl. *hring*, altn. *hringr* (got. **hrings* fehlt zufällig) in der eben genannten Weise erschlossen wird; das *h-* mußte nach finnischen Lautregeln wegfallen. Das Vorhandensein von Wörtern auf *-is* im Altgermanischen, wie **gastis*, wird z. B. von finn. *kaunis* „schön" aus germ. **skaunis*, got. *skauns*, bestätigt, und eine Form wie *vantus* „Handschuh" zeigt, daß es richtig ist, wenn man altn. *vǫttr* auf altgerm. **wantus* zurückführt (*a* wird im Altnordischen zu *ǫ* vor *u*, *nt* wird zu *tt*). Auch germanische Wörter bei lateinischen Schriftstellern geben mitunter entsprechende Aufklärungen. Altn. *ey* „Insel" und deutsch Aue (vgl. Reichenau) verlangen eine gemeinsame Grundform **auja*, womit lat. *Scadin-avia* genau stimmt; es ist dies die ältere Form von altn. *Skáney* „Schonen". Vgl. auch, daß der norwegische Inselname *Magerø* (*ø* aus altn. *ey*) im Lappischen *Mākkår-au'jo* heißt; diese mit dem Finnischen verwandte Sprache hat auch sehr früh germanische (nordische) Wörter entlehnt.

144. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß die germanischen Sprachen einst eine Einheit ausgemacht haben, und daß diese nicht weiter zurückliegt als etwa der Anfang unserer Zeitrechnung. Eine vollständige Rekonstruktion der altgermanischen (urgermanischen) Sprache ist indessen auf alleiniger Grundlage der germanischen Sprachen nicht möglich. Wenn wir z. B. ahd. *ein*, got. *ains*, altengl. *ān*, altniederd. *ēn*, altnord. *einn* haben, kann die Vergleichung dieser Formen nicht entscheiden, ob die Grundform **einas*, **ēnas* oder **ainas* ist; alle drei sind an sich phonetisch möglich, und wäre das Germanische eine isolierte Sprachform, würde man bei der Wahl zwischen diesen Formen nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit erreichen können. Die germanischen Sprachen sind aber mit anderen Sprachen verwandt, u. a. mit den romanischen, was sich schon aus verschiedenen wichtigen Übereinstimmungen im Sprachbau ergibt (vgl. ich : mich, frz. *je : me*, it. *io : me*; ist : sind, frz. *est : sont*, usw.). Da wir aber mit zwei Sprachgruppen zu tun haben, ist es klar, daß eine genauere Vergleichung auf denjenigen Erscheinungen fußen muß, die beiderseits ursprünglich sind; wir müssen sie beide als Einheiten fassen und die ursprünglichen Stufen vergleichen. Das Urgermanische kann man, wie gezeigt, einigermaßen rekonstruieren, das Altromanische ist uns von vornherein bekannt, es ist das Latein. Zwischen dem Latein und dem Germanischen gibt es nun eine Reihe von konstanten Lautübergängen, die darauf hinweisen, daß sie sich zueinander genau so verhalten wie etwa Deutsch und Englisch innerhalb der germanischen Sprachen, und daß

sie aus einer gemeinsamen Grundlage entwickelt sein müssen. Wo das Lateinische *p*, *t* und *k* (*c*) hat, weist das Germanische regelmäßig bzw. *f*, *th* und *h* auf (oben § 41); lateinischem *o* (in Endsilben *u*) entspricht germanisch *a*, z. B. lat. *octō* — d. acht, lat. *porcus* — ahd. *farh*, lat. *mol-ere* — ahd. *mal-an* „mahlen". Und wie im Germanischen *e* und *a* in demselben Wortstamme wechseln, z. B. (be)wegen: Wagen, binden (aus **bhendh-*): Band, so im Lateinischen *e* und *o*, z. B. *tego* „decke": *toga* „Bedeckung", *precor* „bitte": *procus* „Freier". Die Endungen der Substantive und Adjektive stimmen vollkommen überein; vgl. urgerm. **langas* — lat. *longus* (aus *longos*), **armas* — lat. *armus* „Bug", **gastis* — lat. *hostis* „Feind" (vgl. § 69), und die grammatische Übereinstimmung wird z. B. die Flexion des Präsens zeigen können, ahd. *bintu, bintis, bintit, bintamēs, bintet, bintant* — lat. *scribo* „schreibe", *scribis, scribit, scribimus, scribitis, scribunt*. Kurz, wir haben eine mit dem Germanischen nah verwandte Sprache vor uns und können daher erwarten, daß lateinische Formen in gewissen Fällen germanische aufklären werden. Sobald man sieht, daß ein im Altlateinischen *oinos* hieß (später *unus*), steht es auch fest, daß nur **ainas* die urgermanische Form sein kann.

145. Das Lateinische ist aber nicht die einzige Sprache, die in dieser Weise zum Germanischen Beziehungen hat. Dasselbe gilt von den keltischen und den slawischen Sprachen, die aus einer urkeltischen bzw. urslawischen Einheit hervorgegangen sind, ferner vom Griechischen, Albanesischen und Litauischen, die sich nicht in einzelne Sprachen gespaltet haben. Außerhalb Europas reihen sich an: das Armenische in Kleinasien, die iranischen Sprachen und die indischen Sprachen. Alle diese Sprachen, die örtlich etwa so gruppiert sind:

Germanisch Litauisch
Keltisch
Slawisch
Armenisch
Romanisch
Albanesisch
Iranisch
Griechisch
Indisch

werden gewöhnlich ihrer Verbreitung nach indogermanische oder indoeuropäische Sprachen genannt. Die Engländer nennen sie „arische Sprachen". In vergrößertem Maßstabe gewähren sie dasselbe Bild wie die germanischen Einzelsprachen innerhalb des Germanischen, d. h. sie erweisen sich als Dialekte einer und derselben Sprache und nötigen zu der Annahme, daß sie einst eine Einheit ausgemacht haben.

146. Sie haben zuvörderst denselben grammatischen Bau, wie es sich z. B. aus der Flexion des Verbs „tragen" im Präsens ergibt:

altindisch	altslawisch	althochdeutsch	lateinisch	griechisch
bhárāmi	*berą*	*biru*	*fero*	*pherō*
bhárasi	*berešī*	*biris*	*fers*	*phereis*
bhárati	*beretŭ*	*birit*	*fert*	*pherei*
bhárāmas	*beremŭ*	*beramēs*	*ferimus*	*pheromen*
bháratha	*berete*	*beret*	*fertis*	*pherete*
bháranti	*berątŭ*	*berant*	*ferunt*	*pherusi*

Die Endung *-mi* im altind. *bhárāmi* ist eine sekundäre Entwicklung; im Griechischen hat der dorische Dialekt statt *pheromen, pherusi* die ursprünglichen Formen *pheromes, pheronti.* — Als Beispiele der übereinstimmenden Nominalflexion seien erwähnt die Nominativ- und Akkusativformen des Wortes „Wolf":

altindisch	litauisch	urgermanisch	lateinisch	griechisch
vr̥kas	*vilkas*	**wulfas*	*lupus*	*lykos*
vr̥kam	*vilką*	**wulfa*	*lupum*	*lykon*

und das Wort „Joch" in Einzahl und Mehrzahl:

altindisch	altslawisch	urgermanisch	lateinisch	griechisch
yugám	*igo*	**juka*	*jugum*	*zygón*
yugá	*iga*	**jukō*	*juga*	*zygá*

Die Endung -ō im urgerm. **jukō* ist aus -ā entstanden, wie z. B. das lange *ā* im lat. *frater* und *mater* im Germanischen als *ō*, woraus ahd. *uo*, erscheint: *bruodar, muotar.* Die lautlichen Abweichungen der einzelnen Sprachen stellen also regelmäßige Übergänge dar. Wir haben nicht nur die Korrespondenz lat. *ā* : germ. *ō* : griech. *ē* in *māter, muotar, mētēr,* sondern z. B. auch im lat. *fāgus* „Buche", ahd. *buohha,* griech. *phēgos,* im lat. *(ip)sa* aus *-*sā*, got. *sō* „sie", griech. *hē* „sie", usw. Die Vokaländerungen, die im Germanischen und Lateinischen übereinstimmend vorhanden waren, kehren in den übrigen Sprachen mehr oder weniger deutlich wieder; an Fälle wie germ. binden : Band, lat. *tego : toga* reihen sich z. B. slaw. *nesą* „trage": *pri-nos* „Beitrag", *reką* „sage": *pro-rok* „Weissager", griech. *legō* „sage": *logos* „Rede", *trecho* „laufe": *trochos* „Rad", altirisch *erbaid* „er übergibt": *orpe* „Erbe". Und wie im Germanischen diese Lautänderung, gewöhnlich

„Ablaut" genannt, bei der Beugung der Zeitwörter eine wichtige Rolle spielt: binde : band, got. *hlifa* „stehle": *hlaf* „stahl", so auch im Griechischen *kleptō* „stehle": Perf. *ké-klopha, pempo* „sende": Perf. *pépompha.* Der Wechsel in weiß : wissen, got. *vait : vitum,* findet sich auch im Griechischen *oida : idmen, ismen* aus **voida : *vidmen* und im Altindischen *vḗda : vidmá* aus **vaida : *vidma,* usw.

147. Der Grundstock des Wortschatzes ist ferner in allen diesen Sprachen derselbe, was schon mehrere der genannten Beispiele zeigen. Wie z. B. altind. *pitár-*, griech. *patḗr*, lat. *pater*, got. *fadar*, altirisch *athir*, armenisch *hajr* augenscheinlich verschiedene Formen desselben Wortes „Vater" sind, so kehren in sehr vielen Fällen, was hier nicht ausführlicher dargelegt werden kann, dieselben Wörter überall wieder, und zwar in Formen, die auf einmal einander ähnlich und doch voneinander verschieden sind, je nach den verschiedenen Lautentwicklungen der betreffenden Sprachen. Wörter von allzu großer Ähnlichkeit werden manchmal der Entlehnung verdächtig sein. Natürlich sind aber oft Wörter da und dort verschwunden; das Wort Tochter findet sich im Litauischen (*dukter-*), Slawischen (*dŭšter-*), Griechischen (*thygater-*), Altindischen (*duhitár-*) und noch weiter, ist aber im Lateinischen und Keltischen von anderen Benennungen verdrängt worden, und so in sehr vielen Fällen; nicht selten ist ein Wort nur in ganz wenigen Sprachen bewahrt. Es ist auch selbstverständlich, daß die Bedeutungen nicht immer dieselben sind, sondern oft auseinander gehen, vgl. die oben (§ 40) genannten Beispiele.

148. Die bloße Zusammenstellung der alten Sprachformen zeigt somit deutlich die Verwandtschaft all dieser Sprachen. Wie bei den germanischen Sprachen fragt es sich nun weiter, ob wir uns damit begnügen müssen, oder ob es gelingen wird, die ursprünglichen Grundlagen der verwandten Formen zu ermitteln, und wiederum muß dann die vergleichende Methode zur Anwendung kommen. Nehmen wir z. B. die Wörter für „zehn", altind. *daça*, griech. *deka*, lat. *decẹm* [dekem], altslaw. *desętĭ*, altirisch *dechn*, got. *tehun*. Der Anlaut ist überall *d* mit Ausnahme des Germanischen, wo *t* wie überhaupt in allen ähnlichen Fällen erscheint (vgl. got. *vait* „weiß", aber griech. *oida*, altind. *vēda*, lat. *video* „sehe"); da gemeinsame Bewahrung von etwas Altem weit häufiger ist als gemeinsame Entwicklung von etwas Neuem, wird *d* das Ursprüngliche sein. Der nächstfolgende Laut ist *e*, nur das Altindische hat *a*, das regelmäßig dem *e* der anderen Sprachen entspricht (vgl. oben die Formen *bhárāmi — beru* usw.), und wir schließen dann auch hier, daß *e* das Ursprüngliche ist. Daß das indische *a* in vielen Fällen tat-

sächlich eine spätere Entwicklung aus *e* ist, läßt sich außerdem auf anderem Wege nachweisen, indem wir im Indischen den *k*-Laut zu [tʃ] geändert finden, wenn er vor einem *a* steht, das dem *e* der übrigen Sprachen entspricht, so *pañca* [pantʃa] „fünf", lateinisch aber *quinque*, *pākas* „Kochen", aber *pácati* [patʃati] „er kocht" wie im Russischen *pečëtŭ* „er backt" neben *pekú* „backe"; das *e* hat sich also erst, nachdem es auf *k* eingewirkt hat, in *a* verwandelt. Der dritte Laut ist im Germanischen *h*, im Altindischen und Altslawischen ein *s*-Laut, sonst *k*. Das Ursprüngliche muß hier *k* sein, denn nicht nur hat das Germanische immer *h*, wo die anderen Sprachen sämtlich *k* aufweisen, sondern die Entwicklung von *k* zu *h* ist ein ganz natürlicher und oft bezeugter Vorgang, und während *k* aus *s* unerhört ist, kommt *s* aus *k* in vielen Sprachen vor, indem *k* zu einem vorderen *k′* wird, das sich dann weiter zu *s* entwickeln kann (vgl. lat. *centum* [kentum], später *k′ento*, woraus frz. *cent* [sã]). Wir müssen daher annehmen, daß die Urform des Wortes einen solchen *k′*-Laut gehabt hat. Die Endung läßt sich nur so erklären, daß sie ursprünglich *-m* gewesen ist, woraus im Altindischen und Griechischen *-a*, im Lateinischen *-em*, im Germanischen *-un*. Wir erhalten also als gemeinsame Grundform ein **dek′m*, und in entsprechender Weise setzen die Wörter für „hundert", got. *hund*, lat. *centum*, griech. *(he)katón*, altind. *çatám*, altslaw. *sŭto* ein ursprüngliches **k′mtóm* voraus, das möglicherweise eine Ableitung von **dek′m* ist (für **d(e)k′mtóm*).

149. In dieser Weise kann man für jeden einzelnen Fall die Urform rekonstruieren, z. B. **ghostis* für urgerm. **gastis*, altslaw. *gostĭ*, lat. *hostis*. Solche rekonstruierte Urformen dürfen aber nicht für mehr gehalten werden, als sie wirklich sind, nämlich Formeln für die Wortgleichungen, und namentlich muß hervorgehoben werden, daß, wenn sie auch in vielen Fällen den tatsächlichen Formen der Ursprache nahekommen, wie sie unmittelbar vor der Sprachtrennung aussahen, sie doch gar keine Aufklärungen über noch ältere Stufen geben. Um solche zu erreichen, müßten wir über verwandte Formen außerhalb der indogermanischen Sprachen verfügen. Wie z. B. ahd. *berant*, got. *berant*, altnord. *bera*, altengl. *berað* „sie tragen" die Folgerung zulassen, daß die urgermanische Form **berant* (*berand*) gewesen ist, altind. *bháranti* und griech. (dor.) *phéronti* aber zeigen, daß noch mehr zurück ein* *bhéronti* existiert haben muß, so wäre es möglich, daß urindogerm. **dek′m* auf eine noch ältere Form zurückgeführt werden könnte, wenn verwandte Formen in nichtindogermanischen Sprachen vorhanden wären. Es ist indessen klar, daß, je länger wir zurückgelangen, um so unsicherer die

Schlüsse werden; schon die erschlossenen indogermanischen Urformen tragen nicht mehr dasselbe Wirklichkeitsgepräge wie die urgermanischen, und da sie vor aller Überlieferung liegen, gibt es auch kein Mittel, sie zu kontrollieren.

150. Jede indogermanische Sprache ist also eine spätere Entwicklungsstufe der indogermanischen Ursprache. Wie Französisch und Italienisch beide das Latein in einer heutigen Gestalt sind, so sind z. B. Deutsch und Neugriechisch beide moderne Formen des Urindogermanischen, nur unter ganz verschiedenen Umständen entwickelt. Im Laufe der Zeit ist der ursprüngliche Sprachtypus auf verschiedenen Gebieten so stark geändert worden, daß nicht viel davon übriggeblieben ist. Dem Litauischen gegenüber, das heute noch das meiste von dem verwickelten Flexionssystem der Ursprache besitzt, steht das Englische, das sich stark einer vollkommenen Flexionslosigkeit nähert, wie sie das vom Indogermanischen total verschiedene Chinesisch aufweist; der Unterschied ist hier überhaupt so groß, daß man beim ersten Anblick diese Sprachen für unverwandt halten könnte, und doch sind sie verschiedene Formen derselben Sprache. Indogermanisch ist also eine Sprache nicht, weil sie ein indogermanisches Gepräge hat, sondern nur wenn sie sich als eine historische Entwicklung der indogermanischen Grundsprache erweisen läßt. Daß es überhaupt möglich geworden ist, so viele z. T. sehr verschiedene Sprachen zu einer Einheit zusammenzufassen, liegt wesentlich daran, daß wir von mehreren sehr alte Sprachstufen kennen, die die Ähnlichkeiten deutlich hervortreten lassen. Man würde z. B. schwerlich darauf verfallen, Zähre und frz. *larme* als verwandt, d. h. aus derselben Urform hervorgegangen zu erklären, wenn nur diese Formen bekannt wären. Nun wissen wir aber, daß frz. *larme* eine regelrechte Fortsetzung des lat. *lacrima* ist, das seinerseits ursprünglich *dacruma* lautete und mit griech. *dakry* zusammenhängt; wir wissen ferner, daß *d* und *k* im Germanischen regelmäßig als bzw. *t* und *h* erscheinen (vgl. lat. *decem*, got. *tehun*), daß also dem Stamm *dakr-* ein germ. *tahr-* entsprechen muß, was aber die Grundlage des ahd. *zahar* ist, woraus mhd. *zaher*, Pl. *zähere* und schließlich Zähre.

151. Die indogerm. Sprachen gliedern sich im einzelnen folgendermaßen:

I. Die germanischen Sprachen mit den Unterabteilungen Ostgermanisch, Nordgermanisch und Westgermanisch. Zum Ostgermanischen gehört die Sprache der alten Goten, Vandalen und Burgunder. Die westgotische Bibelübersetzung des Bischofes Wulfila († 381), von der große Teile erhalten sind, ist das älteste germanische Literatur-

denkmal. — Das Nordgermanische (von einigen zum Ostgermanischen gerechnet) umfaßt die skandinavischen Sprachen: Dänisch, Schwedisch, Norwegisch, Färöisch, Isländisch. Dänisch wird außerhalb Dänemarks im nördlichen Teil Schleswigs gesprochen, früher bis an die Eider und auch in den jetzt schwedischen Landschaften Schonen, Halland und Blekinge. Schwedisch wird außer in Schweden in einem kleinen Teile von Finnland gesprochen, wurde aber früher hier von allen Gebildeten verstanden. In Norwegen war Dänisch Jahrhunderte hindurch Schrift- und Regierungssprache. Es bildete sich in den oberen Schichten eine dänisch-norwegische Sprache aus, während das eigentliche Norwegisch sich als Volkssprache erhielt und erst in der Neuzeit als Schriftsprache verwendet worden ist. Das Färöische und Isländische haben vieles von der altnordischen Beugung erhalten. — Das Westgermanische umfaßt Deutsch, Holländisch, Friesisch und Englisch. Das deutsche Sprachgebiet besteht aus Hochdeutsch und Niederdeutsch, die wiederum in verschiedene Dialekte zerfallen; das Niederdeutsche wurde bis etwa 1600 noch als literarische Sprache gebraucht. Das Holländische, außerhalb Hollands in Südafrika in einer besonderen Gestalt gesprochen, steht dem Niederdeutschen sehr nah. Friesisch, das heute nur an der Westküste Schleswigs mit zugehörigen Inseln, in Oldenburg (stellenweise) und in Friesland gesprochen wird, ist mit dem Englischen besonders nah verwandt. Die letztere Sprache ist im 5. Jahrhundert von Angeln und Sachsen nach Britannien gebracht worden.

152. II. Die keltischen Sprachen waren früher weit verbreitet und reichten u. a. in das heutige Deutschland hinein, heute werden sie nur von ca. drei Millionen gesprochen. Dazu gehören das Kymrische in Wales, das im 18. Jahrh. ausgestorbene Kornische in Cornwall, das Bretonische in der Bretagne (alle auch zusammenfassend Kymrisch genannt), ferner Irisch, Hochschottisch und Manks (auf der Insel Man), die den sogenannten gälischen Zweig der keltischen Sprachen ausmachen.

III. Die italischen Sprachen. Hierzu gehörten im Altertum außer dem Latein verschiedene Sprachen, von denen das Umbrische und das Oskische die bestgekannten sind. Oskisch war die Sprache der Samniten. Nach und nach verdrängte die lateinische Sprache sowohl die mit ihr verwandten als auch ganz unverwandte Sprachen wie das Etruskische, und mit den römischen Eroberungen setzte sie sich in den unterworfenen Ländern fest, wo sie sich mit wenigen Ausnahmen bis heute erhalten hat, und zwar als Portugiesisch,

Spanisch, Katalanisch, Provenzalisch, Französisch, Rätoromanisch, Italienisch, Sardisch und Rumänisch. Eine romanische Sprache, Dalmatisch, ist im 19. Jahrh. ausgestorben.

IV. Griechisch. V. Albanesisch.

VI. Die slawischen Sprachen haben sich von den Gegenden östlich der Weichsel, wo die Slawen ursprünglich ansässig waren, weiter verbreitet. Die größte Ausdehnung hat das Russische erhalten. Es umfaßt das Großrussische, woraus die Schriftsprache sich entwickelt hat, das Weißrussische (in den polnischen Provinzen) und das Kleinrussische oder Ruthenische, das von ca. 30 Millionen (in Wolhynien, Podolien, Ukraine, am Schwarzen Meere, in Ostgalizien, Nordungarn und Bukowina) gesprochen und von einigen als eine selbständige Sprache angesehen wird. Außerhalb Europas wird Russisch im Kaukasus, in Turkestan und Sibirien gesprochen, wo es sich immer mehr verbreitet. Das Bulgarische, Serbo-Kroatische und Slowenische bilden die südslawische Gruppe, während Tschechisch, Slowakisch (in Nordungarn), Polnisch und Sorbisch oder Wendisch (in Ober- und Niederlausitz) als Westslawisch zusammengefaßt werden.

VII. Die baltischen Sprachen. Hierzu gehören das Litauische (östlich vom Kurischen Haff, in Ostpreußen und in den russischen Gouvernements Kowno, Suwalki und Wilna), das Lettische (in Kurland, Südlivland und im Gouvernement Witebsk) und das im 17. Jahrhundert ausgestorbene Altpreußische.

153. Zu diesen europäischen Sprachen kommen ferner in Asien VIII. Das Armenische, in Armenien und verschiedenen Kolonien in Asien und Europa (namentlich in Südrußland und in der Türkei) gesprochen. IX. Die iranischen Sprachen und X. Die indischen Sprachen. Zu den iranischen Sprachen gehörten im Altertume das Altpersische, bekannt aus den sogenannten Keilinschriften, die Avestasprache im alten Baktrien (früher auch Zend genannt) und die Sprache der alten Skythen nördlich vom Schwarzen Meere. Heute umfassen sie Neupersisch, Kurdisch, Afghanisch, Belutschisch, verschiedene Dialekte im Pamir und das Ossetische im Kaukasus. Die indischen Sprachen sind mit den iranischen besonders nah verwandt, weshalb man auch oft für sie alle den gemeinsamen Namen Indoiranisch oder Arisch verwendet. Sie sind im nördlichen Teile Vorderindiens verbreitet. Das Altindische ist in zwei Sprachformen überliefert, in der Vedasprache und der etwas jüngeren Sanskritsprache. Die Vedahymnen reichen bis ins zweite Jahrtausend v. Chr. hinauf, was in den ersten Zeiten der Sprachwissenschaft zu der falschen Auffassung beitrug, daß

das Altindische nicht nur die älteste überlieferte indogermanische Sprachstufe sei, sondern auch die eigentliche Ursprache. In Wirklichkeit aber ist das Altindische wie die übrigen indogermanischen Sprachen eine besondere Weiterentwicklung der gemeinsamen Ursprache und hat sich namentlich bezüglich des Vokalsystems beträchtlich davon entfernt; während z. B. altgriech. *épheron* „ich trug“ die Vokale der Grundform **ébherom* bewahrt hat, heißt es im Altindischen *ábharam*. Die Sanskritsprache hörte schon lange vor Chr. auf eine gesprochene Sprache zu sein, hat sich aber als priesterliche Sprache bis heute behauptet. Jüngere Entwicklungen sind die sogenannten Prākritdialekte, wozu das Pāli, die heilige Sprache der südlichen Buddhisten, gehört, und heute gibt es sehr viele neuindische Sprachen wie Sindhi, Bengali, Pandschabi und Hindostani; die letztere ist die verbreitetste und wird allgemein verstanden. Eine neuindische Sprache ist auch die Sprache der Zigeuner, die aus Nordindien ausgewandert sind. (Andere Sprachen Indiens sind nichtindogermanischer Herkunft, so die dravidischen Sprachen Dekans, die von der Sprache der Ureinwohner Indiens stammen.)

154. Verschiedene indogermanische Sprachen sind früh ausgestorben, lassen sich aber als solche mittelst überlieferter Inschriften, Personennamen, Ortsnamen u. a. mit größerer oder geringerer Sicherheit erkennen. Indogermanisch war so die Sprache der alten Thraker und die der Phrygier; beide scheinen dem Armenischen nahegestanden zu haben. Auch das Mazedonische war indogermanisch. In anderen Fällen herrscht noch Unsicherkeit. Aus der kleinasiatischen Landschaft Lykien stammen viele Grabschriften, deren Sprache neuerdings gedeutet worden ist und von einigen Forschern als indogermanisch angesehen wird. Zweifelhafter ist der indogermanische Charakter der sogenannten Arzawabriefe aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. Dagegen hat man vor einigen Jahren in Turkestan Denkmäler einer Sprache entdeckt, die ganz sicher indogermanisch ist; man hat sie Tocharisch oder besser Turfani genannt.

155. Überblickt man die große Menge von Völkerschaften, die Indogermanisch sprechen oder gesprochen haben, vermag die Sprachwissenschaft nur das eine festzustellen, daß die Sprache überall, wie verschieden sie sich auch gestaltet, denselben Ursprung hat, sie kennt aber keine indogermanische Rasse. Die Hunderte von Millionen, die heute indogermanische Sprachen sprechen und deswegen oft „indogermanische Völker“ genannt werden, müssen sehr verschiedener Herkunft sein und sind tatsächlich auch anthropologisch sehr verschieden. Es verhält sich mit ihnen wie mit den sogenannten romanischen Völkern;

keiner wird ernstlich behaupten, daß die heutigen Franzosen, Spanier, Italiener, Rumänen usw. alle Nachkommen der alten Römer sind, deren Sprache sie indessen sprechen. Auf der anderen Seite muß die indogermanische Ursprache selbstverständlich einst von einem Volke gesprochen worden sein, ob aber dieses Volk anthropologisch einheitlich war, was nicht ausgemacht ist, und in welchem Umfange Nachkommen davon heute unter den indogermanisch sprechenden Völkern leben, darüber kann die Sprachwissenschaft sich gar nicht äußern, sondern muß die Beantwortung dieser Frage der Anthropologie überlassen. Etwas anders verhält es sich mit der Frage, wann und wo das anzunehmende Urvolk gelebt hat; wenn sie auch nicht ohne die Hilfe anderer Wissenschaften zu lösen ist, so wird doch die Sprachwissenschaft darüber sehr bedeutsame Aufschlüsse geben können, vgl. unten § 177—178.

156. Neben dem großen indogermanischen Sprachstamme gibt es viele andere, von denen zunächst der finnisch-ugrische zu nennen ist, weil er Sprachen umfaßt, die größtenteils in Europa gesprochen werden. Hierzu gehören Magyarisch und Finnisch, beide reich entwickelte Kultursprachen, ferner das Lappische im nördlichen Teile der Skandinavischen Halbinsel, verschiedene kleinere Dialekte in den Ostseeprovinzen (livisch, estisch, wotisch, wepsisch), die mit dem Finnischen besonders nahe verwandt sind, sodann das Mordwinische am unteren Laufe der Wolga, das Tscheremissische weiter nach Norden, das Wotjakische und Syrjänische in Nordostrußland, das Wogulische beiderseits des Uralgebirges und das Ostjakische in Sibirien am mittleren und unteren Laufe des Ob. Alle diese Sprachen haben genau wie die indogermanischen einst eine Einheit gebildet, die finnisch-ugrische Ursprache, deren Heimat in Ostrußland zu suchen ist; sie haben denselben grammatischen Bau, denselben Wortschatz, was die elementaren Wörter betrifft, und es gibt regelmäßige Lautübergänge zwischen den einzelnen Sprachen.

157. Die Eigenart dieser Sprachen den indogermanischen gegenüber mag durch folgende kurze Angaben beleuchtet werden. Es gibt im Finnisch-ugrischen kein grammatisches Geschlecht, selbst das natürliche Geschlecht erhält keine Bezeichnung in Fällen wie magy. *ö* „er" und „sie", finn. *hän*. Die Substantive haben im Prinzip alle dieselbe Flexion; die Mehrzahl wird immer mit derselben Endung gebildet, und die Kasusendungen der Mehrzahl sind nicht von denjenigen der Einzahl verschieden. Es gibt eine ganze Menge von Kasus, im Finnischen 15, im Magyarischen 21, von denen jedoch die meisten sogenannte Prä-

positionskasus sind und Verbindungen von Präposition und Substantiv, wie sie unsere Sprachen kennen, entsprechen, nur in der umgekehrten Reihenfolge. Zum Beispiel heißt es im Magyarischen von *a ház* „das Haus", Pl. *a házak* „die Häuser":

a házba	in das Haus	*a házakba*	in die Häuser
a házban	in dem Hause	*a házakban*	in den Häusern
a házon	auf dem Hause	*a házakon*	auf den Häusern.

In derselben Weise im Finnischen von *talo* „der Hof":

taloon	in den Hof	*taloihin*	in die Höfe
talossa	in dem Hofe	*taloissa*	in den Höfen
talosta	aus dem Hofe	*taloista*	aus den Höfen.

Endsilben dienen auch zum Ausdruck des Besitzverhältnisses, so von magy. *hal*, finn. *kala* „Fisch":

halam	*kalani*	mein	Fisch	*halunk*	*kalamme*	unser	Fisch
halad	*kalasi*	dein	Fisch	*halatok*	*kalanne*	euer	Fisch
hala	*kalansa*	sein (ihr)	Fisch	*halok*	*kalansa*	ihr	Fisch.

Zu diesen Formen werden weiter die Kasusendungen gefügt, im Magyarischen nach der Possessivendung, im Finnischen zwischen dieser und dem Stamm:

halamban	*kalassani*	in meinem Fische
halunkban	*kalassamme*	in unserem Fische.

Die Verbalflexion ist reich entwickelt, der Unterschied zwischen Substantiven und Verben aber nicht immer deutlich. Im Magyarischen heißt „ich sehe" *látok*, „ich sehe es" aber *látom*, „du siehst es" *látod* mit Endungen, die den Possessivendungen entsprechen. In den meisten dieser Sprachen herrscht ferner die sogenannte Vokalharmonie, wobei der Vokal der Stammsilbe für die Vokalfarbe der nächstfolgenden Silben maßgebend ist; so heißt es magy. zwar *a házban* „im Hause", aber *a vizben* „im Wasser", von *hat* „sechs" wird *hatvan* „sechzig" gebildet, von *öt* „fünf" aber *ötven* „fünfzig"; ebenso im Finnischen *sanovat* „sie sagen", aber *menevät* „sie gehen".

158. Von anderen nichtindogermanischen Sprachen haben wir in Europa das Türkische als Glied eines großen Sprachstammes, der bis nach Ostasien reicht, wo die Jakuten das östlichste hierzugehörige Volk sind. Andere türkische Völkerschaften in Asien, der ursprünglichen Heimat dieses Sprachstammes, sind: die Koibalen am oberen Laufe des Jenissei, die Kirgisen und Baschkiren am südlichen Ural, die Turkmenen u. a. In Europa haben wir die Tschuwaschen an der Wolga, die Wolga-

tataren und die Osmanen, deren Sprache, in ihrer literarischen Form stark vom Persischen und Arabischen beeinflußt, die offizielle Sprache des Türkischen Reiches ist. Verschwundene türkische Völker sind die Hunnen, die Kumanen und in Ostasien die Uiguren, die schriftliche Denkmäler aus dem 11. Jahrhundert hinterlassen haben. Eine noch ältere türkische Sprache wurde ans Tageslicht gebracht, als es 1893 dem dänischen Sprachforscher V. Thomsen gelang, die sogenannten Orkhoninschriften zu lesen, die aus den Jahren 731—734 stammen und somit die älteste bekannte türkische Sprachform enthalten. Der Bau der türkischen Sprachen erinnert in vielen Hinsichten an den der finnisch-ugrischen, ohne daß es sich doch um eine direkte Verwandtschaft handelt. Wie oben erwähnt, bewirkt ihr großer Konservatismus, daß ihre innere Verwandtschaft sehr deutlich hervortritt.

159. Der bekannteste der in Europa durch kein zusammenhängendes Gebiet vertretenen Sprachstämme ist das Semitische. Hierzu gehörte im Altertume das Babylonisch-assyrische (Ostsemitisch) und die westsemitischen Sprachen: Kananäisch, Aramäisch, Arabisch und Äthiopisch. Das Babylonisch-assyrische reicht bis zum Jahr 3000 v. Chr. hinauf und ist aus den Keilinschriften bekannt. Zum Kananäischen gehörte das Phönizische (mit dem Punischen, das noch im 4. Jahrhundert n. Chr. in Nordafrika gesprochen wurde) und das Hebräische, das um 200 v. Chr. ausstarb, weil das Kananäische überhaupt vom Aramäischen verdrängt wurde. Diese Sprache, in ihrer östlichen Form Syrisch genannt, mußte wiederum später dem Arabischen weichen; nur vereinzelte Reste haben sich im Antilibanon, in Kurdistan und Mesopotamien erhalten. Das Arabische ist also heute die einzige semitische Sprache von Bedeutung. Es wird in Arabien, Mesopotamien, Syrien, Ägypten und Nordwestafrika gesprochen, früher auch auf der Pyrenäischen Halbinsel, wo das Spanische und Portugiesische vielfach Spuren arabischer Einwirkung tragen. Nicht wenige orientalische Sprachen sind ferner vom Arabischen beeinflußt worden; Persisch, Türkisch und Malaiisch wimmeln von arabischen Wörtern und werden mit dem arabischen Alphabet geschrieben.

160. In Afrika gibt es noch mehrere Sprachstämme, so die hamitischen Sprachen. Die hierzugehörige altägyptische Sprache wurde von Alexander an vom Griechischen zurückgedrängt, hielt sich aber in Oberägypten als Koptisch (eine arabische Umgestaltung von „ägyptisch"), bis es im 16. Jahrhundert dem Arabischen weichen mußte; als kirchliche Sprache hat es sich bis heute erhalten. Ferner gehören hierher die libyschen Sprachen, von Ägypten bis an die Ufer des Sene-

gal reichend, und einige Sprachen in Äthiopien, von denen die Somalisprache über die Ostspitze Afrikas südlich von Abessinien verbreitet ist. Die hamitischen Sprachen stehen den semitischen sehr nahe und haben allgemeiner Annahme nach ursprünglich eine Einheit mit diesen gebildet. — Eine genaue Klassifizierung der übrigen afrikanischen Sprachen ist noch nicht möglich. Die bestgekannten sind die sogenannten Bantusprachen, die über ganz Südafrika verbreitet sind und nicht nur einen selbständigen Sprachstamm bilden, sondern auch einen ganz eigenartigen Sprachtypus aufweisen.

161. Ein sehr großer Sprachstamm ist der malaiisch-polynesische, die Sprachen der meisten Inseln des Indischen und des Stillen Ozeans umfassend. Die Hauptsprache ist Malaiisch, das auf dem indischen Archipel allgemeine Verkehrssprache ist. Wie in den Bantusprachen gibt es in den malaiisch-polynesischen Sprachen so gut wie keine Flexion. Ein anderer großer Sprachstamm ist ferner der indochinesische, wozu das Chinesische, das Siamesische, das Tibetische und viele andere Sprachen gehören. Chinesisch wird von etwa einem Drittel oder Viertel aller Bewohner der Erde gesprochen. Grammatische Flexion ist in dieser Sprache überhaupt nicht vorhanden; alle Wörter sind unveränderlich einsilbig, und ihr Verhältnis im Satz geht aus der Wortstellung hervor. Das Chinesische wird in mehreren stark voneinander abweichenden Dialekten gesprochen, hat aber eine konventionelle Schriftsprache, die von allen denjenigen, die überhaupt lesen können, verstanden wird, da sie nicht die Laute wiedergibt, sondern für jeden Begriff ein Zeichen hat; vgl. die arabischen Ziffern, die in Europa überall verstanden, aber sehr verschieden ausgesprochen werden. Weitere Sprachstämme in Asien sind, außer den schon obenerwähnten dravidischen Sprachen, die mongolischen, wozu u. a. das Kalmückische gehört, die tungusischen Sprachen und das Samojedische.

Schließlich zerfallen die Sprachen Amerikas und Australiens in verschiedene Sprachstämme, die hier nicht aufgezählt werden können. (Vgl. Finck, Die Sprachstämme des Erdkreises, ANuG Bd. 267.)

162. Eine vollständige Klassifizierung aller Sprachen der Erde, deren Zahl man auf etwa 1000—1500 veranschlägt, ist noch nicht möglich, weil sehr viele von ihnen noch ungenügend bekannt und untersucht sind. Einige von ihnen scheinen ziemlich isoliert dazustehen, z. B. das Japanische, das jedoch von einigen Forschern zu den mongolischen Sprachen gerechnet wird. Auf der heutigen Stufe der Sprachwissenschaft kann daher auch keine Antwort auf die Frage gegeben werden,

die sich hier natürlich erhebt: ob etwa die verschiedenen Sprachstämme, die sich aussondern lassen, zu einer großen Einheit zusammenzufassen sind, oder mit anderen Worten, ob sämtliche Sprachen des Erdkreises denselben Ursprung haben. An sich wäre das gar nicht unwahrscheinlich. Die großen Verschiedenheiten, die unter ihnen bestehen, sind im letzten Grunde nur Grad-, nicht Wesensverschiedenheiten. Der Nachweis müßte aber in der Weise geliefert werden, daß die Grundformen der einzelnen Sprachstämme sich als Ausläufer einer gemeinsamen Ursprache erwiesen, indem u. a. regelmäßige Lautübergänge von dem einen zu dem anderen aufgedeckt würden, und das ist nicht möglich, denn die günstigen Bedingungen für die Rekonstruktion der Grundform, die bezüglich des Indogermanischen vorhanden sind, fehlen auf den meisten anderen Gebieten, wo wir nur die heutigen Sprachformen kennen. Der Versuch, der vor einigen Jahren von dem italienischen Sprachforscher Trombetti gemacht wurde, den gemeinsamen Ursprung aller Sprachen nachzuweisen, muß als nicht gelungen angesehen werden, und es bleibt fraglich, ob wir jemals so weit vordringen können. Wir müssen uns deshalb mit etwas Geringerem, jedenfalls vorläufig, begnügen, und es wird schon viel sein, wenn es gelingt, eine nähere Verwandtschaft zwischen den bestgekannten Sprachstämmen nachzuweisen.

163. Man hat vielfach angenommen, daß Tungusisch, Mongolisch, Türkisch, Samojedisch und Finnisch-Ugrisch in eine große Sprachgruppe zu vereinigen seien, die man Ural-Altaisch genannt hat. Von einer gewissen allgemeinen Ähnlichkeit im Sprachtypus abgesehen, ist indessen die Zusammengehörigkeit all dieser Sprachstämme nicht bewiesen. Dagegen besteht ohne Zweifel eine nahe Verwandtschaft zwischen dem Samojedischen und dem Finnisch-Ugrischen, die man unter dem Namen „Uralische Sprachen" zusammenfassen kann. Auf der anderen Seite gibt es so viele auffallende Übereinstimmungen zwischen Finnisch-ugrisch und Indogermanisch, daß namhafte Forscher in steigender Anzahl eine Urverwandtschaft der beiden Sprachstämme annehmen. Ferner scheint das Indogermanische mit dem Semitischen im Zusammenhang zu stehen, obwohl die diesbezüglichen Ergebnisse der Forschungen H. Möllers wohl noch nicht allgemein anerkannt sind. Sind aber Semitisch und Indogermanisch verwandt, so gelangen wir auch zu einem Zusammenhange zwischen diesen und den hamitischen Sprachen, die, wie oben erwähnt, von den semitischen nicht zu trennen sind. Die Richtigkeit der verschiedenen Annahmen vorausgesetzt, erhalten wir somit ein ziemlich großes Gebiet von zusammengehörenden Sprachstämmen, das Nordostafrika, Europa, Nordasien, Nordindien, Vorderasien und Klein-

asien umfaßt. Als gemeinsame Bezeichnung dieser Sprachen hat man den Namen „nostratische", d. h. mit den unsrigen verwandte, Sprachen vorgeschlagen. Auch außerhalb dieses Gebietes sind größere Einheiten vorhanden. Neue Forschungen haben gezeigt, daß der malaiisch-polynesische Sprachstamm mit verschiedenen anderen Sprachen wie die kherwarischen Sprachen in Vorderindien und das Annamitische in Hinterindien in ein große „austrische" Spracheinheit zu vereinigen ist.

164. Neben der genealogischen Klassifizierung der Sprachen hat man auch versucht, sie nach ihrem verschiedenen Bau einzuteilen und gewisse Sprachtypen aufzustellen, es ist aber sofort ersichtlich, daß eine solche Einteilung mit der genealogischen nichts zu schaffen haben kann. Einige Sprachstämme sind zwar noch in ihren heutigen Verzweigungen so gleichartig, daß man von einem bestimmten Typus zu reden vermag, so die türkischen Sprachen, die Bantusprachen und andere, oft aber findet sich derselbe Typus auch anderswo; die allgemeine Struktur der türkischen Sprachen erinnert, wie schon gesagt, an die der finnisch-ugrischen und anderer Sprachen, und endlich sind die tatsächlich aus einer Quelle fließenden indogermanischen Sprachen in ihren heutigen Gestalten so verschieden, daß von einem gemeinsamen Typus nicht die Rede sein kann. Nur wenn wir uns an die ältesten indogermanischen Sprachen halten, stellen sich gewisse charakteristische Züge heraus, und zwar 1. Ein wohl durchgeführter Unterschied zwischen Verben und Nomina, wobei z. B. der Zahlbegriff in den beiden Wortgattungen in ganz verschiedener Weise zum Ausdruck kommt. 2. Die Verteilung der Nomina in drei verschiedene grammatische Geschlechter und die Übereinstimmung der Adjektive mit den Substantiven in Geschlecht, Zahl und Kasus. 3. Ein verwickeltes Flexionssystem, wobei u. a. Mehrzahls- und Kasusendungen nicht auseinander gehalten werden. Die oben § 157 mitgeteilten Züge des magyarischen Sprachbaus zeigen, wie die finnisch-ugrischen Sprachen in diesem Punkte ganz anders eingerichtet sind; während z. B. in einer lateinischen Form wie lat. *dominos*, von *dominus* „Herr", die Endung *-os* gleichzeitig die Mehrzahl und den Akkusativ angibt, heißt es im Magyarischen *úrakat* von *úr* „Herr", wobei *-ak* die Mehrzahl, *-at* den Akkusativ bezeichnet.

165. Es ist auch nicht leicht, einen bestimmten Sprachtypus scharf abzugrenzen, da viele Spracheigentümlichkeiten in den verschiedensten Sprachen wiederkehren. Personalsuffixe wie die oben § 157 erwähnten finnisch-ugrischen sind weit verbreitet und kommen innerhalb des Indogermanischen in der neupersischen Sprache vor; Übereinstimmung zwischen den Kasusendungen der Einzahl und denjenigen der Mehrzahl

findet sich im Armenischen wie in vielen nichtindogermanischen Sprachen usw. Wenn aber die verschiedensten Sprachen dieselben Eigentümlichkeiten entwickeln können, ist es klar, daß man auf eine Einteilung dem Sprachbau nach keinen besonderen Wert legen kann. Man teilte früher sämtliche Sprachen in drei Hauptgattungen: 1. Isolierende Sprachen wie das Chinesische, wo jede Flexion fehlt, 2. Agglutinierende Sprachen, wie z. B. die finnisch-ugrischen, wo Stamm und Endungen noch deutlich geschieden sind, so daß die letzteren gleichsam an den Stamm angeleimt (agglutiniert) erscheinen, und 3. Flektierende Sprachen wie das Indogermanische, wo Stamm und Endungen meistens nicht zu scheiden sind. Dabei nahm man eine historische Entwicklung an, so daß die flektierenden Sprachen die höchste Vollkommenheit des sprachlichen Ausdrucks vertreten sollten, während das Chinesische eine primitive Sprechweise darstelle. Es hat sich indessen diese Auffassung als ganz grundlos erwiesen, und die ganze Einteilung ist gar zu grob und oberflächlich, weil zu viele ungleichartige Dinge dabei zusammengeworfen werden. Will man untersuchen, in wie vielen Weisen der menschliche Gedanke hauptsächlich zum Ausdruck kommt, und das hat selbstverständlich ein großes psychologisches Interesse, so muß man in ganz anderer Weise verfahren, wie F. N. Finck einen sehr beachtenswerten Versuch gemacht hat, die Sprachen in acht verschiedene Haupttypen einzuteilen (Die Haupttypen des Sprachbaus, ANuG Bd. 268).

V. Sprachwissenschaft und Geschichte.

166. Im vorhergehenden sind zunächst solche Ergebnisse der Sprachwissenschaft erörtert worden, die die Sprache selbst betreffen. Wie schon in der Einleitung hervorgehoben, gehört es aber auch zu ihren Aufgaben, die in der Sprache enthaltenen zahlreichen Zeugnisse über den Entwicklungsgang und die Geschichte des Menschengeschlechtes aufzudecken, wobei die Sprachwissenschaft sich mit anderen Wissenschaften berührt. Viele sprachliche Erscheinungen sind nur erklärlich, wenn sie im Lichte der Ergebnisse gesehen werden, die auf anderen Forschungsgebieten gewonnen sind, wie z. B. oben (§ 69) an dem Wort „Tisch" gezeigt worden ist. Umgekehrt können aber die sprachlichen Zeugnisse in vielen Fällen teils die Ergebnisse anderer Wissenschaften bestätigen oder vertiefen, teils auf vorgeschichtliche Zustände Licht werfen, die sonst im Dunkel verhüllt bleiben würden. Es soll daher hier zum Schluß eine ganz kurze Übersicht über die wichtigsten hierhergehörigen Fragen gegeben werden.

167. Zuerst ist die Lehnwörterkunde zu nennen. Es ist schon erwähnt worden, wie die genaue Erforschung der Sprachen es ermöglicht hat, die eingeführten Wörter von den einheimischen auszuscheiden, und auch (in § 106) angedeutet worden, wie die Lehnwörter die verschiedenen Kulturströmungen abspiegeln. Das gilt nicht nur von der Herübernahme technischer Wörter, die uns zeigen, was ein Volk von einem anderen gelernt hat, sondern auch von den übrigen Lehnwörtern; der Einfluß der französischen Kultur in Europa würde schon daraus ersichtlich sein, daß viele Sprachen dieselben nichttechnischen französischen Wörter aufgenommen haben. Es würde indessen hier zu weit führen, solche Kulturströmungen ausführlich sprachlich beleuchten zu wollen; die folgenden Angaben über die lateinischen Lehnwörter im Germanischen werden aber eine Vorstellung davon geben können, was aus derartigen Untersuchungen für die Kulturgeschichte zu gewinnen ist.

Wir wissen aus Cäsar und Tacitus, daß römische Kaufleute die Germanen besuchten, und zahlreiche Funde von Altertümern bestätigen uns, daß viele römische Kulturprodukte in der Kaiserzeit zu den Germanen gelangten. Mit Funden von römischen Spiegeln und Münzen stimmt es vollkommen überein, daß die Wörter Spiegel und Münze lateinisch sind (*speculum; moneta*), und eben das Wort kaufen ist ein direktes Zeugnis vom Treiben der römischen Kaufleute. Dieses Wort ist eine Ableitung von lat. *caupo* „Landhändler", dessen ältere Bedeutung „Schenkwirt" ist. In Verbindung hiermit steht, daß eine der frühesten Entlehnungen offenbar das Wort Wein ist, aus lat. *vinum*. Ein weiteres Handelswort ist Pfund, engl. *pound*, dän. *pund*, aus lat. *pondo* „Gewicht". Die Bekanntschaft mit der römischen Wegebaukunst, die so viele augenfällige Denkmäler hinterlassen hat, erhellt aus dem Worte Straße, engl. *street*, dän. *stræde*, aus lat. *strata (via)*; hierzu gehört auch Meile, engl. *mile*, dän. *mil*, aus lat. *millia*, eigtl. „tausend (Schritte)". Eine gänzliche Umwälzung in der Bautechnik bezeugen Wörter wie Mauer, altengl. *mūr*, dän. *mur*, aus lat. *murus*; Kalk, altengl. *cealc*, dän. *kalk*, aus lat. *calx*; Ziegel, altengl. *tile*, dän. *tegl*, aas lat. *tegula*; Keller, dän. *kælder*, aus lat. *cellarium*. Sehr ansehnlich ist die Zahl solcher Wörter, die Kulturpflanzen bezeichnen, wie z. B. Kohl, engl. *cole*, dän. *kaal*, aus lat. *caulis*; Pfeffer, engl. *pepper*, dän. *peber*, aus lat. *piper*; Kümmel, altengl. *cymen*, dän. *kommen*, aus lat. *cuminum*; Minze, engl. *mint*, dän. *mynte*, aus lat. *mentha*; Senf, altengl. *senep*, dän. *sennop*, aus lat. *sinapis*; Kirsche, altengl. *cirs*, dän. *kirsebær*, aus lat. *ceresea* (*cerasea*); Birne, engl. *pear*, dän. *pære*, aus lat. *pirum*; Pflaume,

engl. *plum*, dän. *blomme*, aus lat. *prunum*; Pfirsich, altengl. *persoc*, aus lat. *persica*. Von eingeführten Verbesserungen in der Zubereitung der Speisen zeugen endlich Wörter wie Koch, engl. *cook*, dän. *kok*, aus lat. *cocus* (*coquus*); Küche, engl. *kitchen*, dän. *køkken*, aus lat. *cocina* (*coquina*); kochen, dän. *koge*, aus lat. *coquere*; Kessel, altengl. *cietel*, dän. *kedel*, aus lat. *catillus*; Mühle, engl. *mill*, dän. *mølle*, aus lat. *molina*.

168. Eine ganze Menge von Wörtern sind in dieser Weise in den ersten Jahrhunderten n. Chr. dem Lateinischen entlehnt worden. Ihre Gestalt läßt sie deutlich von denjenigen Wörtern scheiden, die später mit dem Christentum aufgenommen wurden. Wörter wie Priester, Propst, predigen müssen nach der sogenannten hochdeutschen Lautverschiebung (im 8. Jahrhundert abgeschlossen) in die Sprache hineingekommen sein, denn sonst würden sie mit *pf* statt *p* anlauten; ebenfalls muß Tinte aus lat. *tincta* eine spätere Entlehnung sein als „Ziegel" aus *tegula*, weil das *t* unversehrt erhalten ist. Diese Wörter und andere wie Mönch, Kloster, Messe, Almosen, Kreuz usw. zeigen also, daß das Christentum und die damit folgende Klosterkultur von der römischen Kirche unter den Germanen verbreitet worden sind. Es gibt indessen einzelne Wörter, die in eine andere Richtung deuten. Das Wort Kirche, engl. *church*, dän. *kirke*, läßt sich schwerlich vom griechischen Worte *kyrikón* trennen, das im 4. Jahrhundert im Gebrauch war und auch bei den meisten slawischen Völkern Eingang gefunden hat. Es muß dann durch die Goten der Donauländer zu den westlicheren Germanen gelangt sein, obwohl im Gotischen das Wort nicht überliefert ist; wir wissen, daß die Goten den sogenannten Arianismus annahmen, und daß dieser sich von ihnen unter den Germanen verbreitete. Dasselbe lehren auch andere griechische Wörter, die kaum durch das Lateinische ins Germanische gekommen sein können, so Pfaffe, ahd. *pfaffo* „Geistlicher" aus griech. *papás*, das auch in dem slawischen Worte *pope* vorliegt, und süddeutsch (bayrisch) *Pfinztag* „Donnerstag" aus griech. *pemptḗ* „fünfter Tag".

In ähnlicher Weise sind zwar die meisten kirchlichen Wörter des Rumänischen slawisch-byzantischer Herkunft, daß aber die Vorfahren der Rumänen, bevor die Verbindungen mit dem Westen abgebrochen und ihre Kultur slawisch wurde, mit der römischen Kirche Bekanntschaft gemacht hatten, zeigt z. B. das Wort *biserică* „Kirche" aus lat. *basilica*.

169. Was die römische Welt für die Germanen war, wurden diese wiederum für ihre östlichen Nachbarn, die slawischen und finnischen Völkerschaften. Nicht wenige altgermanische Entlehnungen aus dem Lateinischen haben sich weiter verbreitet, sowohl in alter als in neuerer

Zeit. Früh in das Slawische übergegangen ist *kupiti* „kaufen", das in allen slawischen Sprachen vorhanden ist, ebenso *kotĭlŭ* „Kessel" und andere; auch im Finnischen erweisen sich *kauppa* „Kauf, Handel" und *kattila* „Kessel" als sehr alte Entlehnungen, ebenso z. B. *punta* „Pfund", *kupari* „Kupfer", während *tiili* „Ziegel", *pilari* „Pfeiler" (lat. *pilarium*), *paalu* „Pfahl" (lat. *palus*), *piki* „Pech" (lat. *pix*) und viele andere jünger sind. Diese Völker haben aber nicht nur lateinische Wörter von den Germanen übernommen, sondern natürlich auch viele germanische. Die sprachgeschichtliche Bedeutung der alten germanischen Lehnwörter im Finnischen ist oben (§ 143) erwähnt worden; sie haben aber auch einen großen kulturgeschichtlichen Wert. Wenn wir sehen, daß die Vorfahren der Finnen in ausgiebigster Weise germanische Wörter entlehnt haben, die Staats- und Rechtswesen, Waffen und Geräte, Kleidung und Wohnungseinrichtungen, Ackerbau, Metalle usw. betreffen, ist es erlaubt, zu folgern, daß sie auch auf diesen Gebieten viel von den Germanen gelernt haben. Etwas früher sind die Finnen mit den baltischen (litauisch-lettischen) Völkern in Berührung gekommen und haben auch von diesen viele Wörter herübergenommen; während aber die germanischen Lehnwörter auf das Finnische beschränkt sind, finden sich die baltischen zugleich in den verwandten Sprachen Mordwinisch und Tscheremissisch. Die Art der Verbreitung dieser alten Entlehnungen erlaubt die Folgerung, daß die Finnen ursprünglich südlicher und östlicher als heute gewohnt haben, worauf auch der Umstand hindeutet, daß das Wort *tammi* „Eiche" im finnischen Nationalepos Kalevala eine wichtige Rolle spielt; die Eiche wächst aber nicht in Finnland. Es gibt nun ferner nicht nur im Finnischen, sondern in allen finnisch-ugrischen Sprachen eine Anzahl von Wörtern, die von einer ganz anderen Seite, nämlich von den iranischen Sprachen herrühren; solche wurden, wie oben erwähnt, in alter Zeit nördlich des Schwarzen Meeres gesprochen. Sämtliche finnisch-ugrische Sprachen müssen daher einst mehr gesammelt gewesen sein, d. h. ihre Urheimat ist in Ostrußland zu suchen. Die magyarische Sprache endlich enthält Lehnwörter, die zeigen, daß die Magyaren, bevor sie aus diesen Gegenden nach Ungarn gelangten, in Südrußland mit türkisch-tatarischen Stämmen in Berührung gewesen sind.

170. Wie man sieht, geben uns die Lehnwörter hier Aufklärungen über vorgeschichtliche Zustände und Ereignisse, von denen wir sonst keine Kenntnis haben würden. In gewissen Fällen können sie auch für die historische Zeit einen ähnlichen Dienst leisten, so in bezug auf die Wanderungen des Zigeunervolkes. Die Führer einer großen Bande,

die anfangs des 15. Jahrhunderts in Westeuropa Aufsehen erregte, gaben vor, daß sie Ägypter seien (vgl. den englischen Namen *Gipsy* und span. *gitano*); es gibt indessen gar nichts in der Zigeunersprache, das dies bestätigen könnte, vielmehr zeigen persische und armenische Wörter, daß sie über Vorderasien nach Europa gekommen sein müssen, und damit stimmt überein, daß ihre Sprache sich als ein indischer Dialekt erwiesen hat. Die europäischen Zigeuner müssen dann längere Zeit hindurch auf griechischem Sprachgebiet verweilt haben, denn in allen Zigeunersprachen Europas gibt es neugriechische Lehnwörter. Wenn wir ferner sehen, daß die in Nordrußland lebenden Zigeuner außer griechischen Wörtern auch bulgarische, rumänische, magyarische und polnische Wörter in ihrer Sprache haben, während die südlicher lebenden keine magyarischen und polnischen Bestandteile aufweisen, so ist es klar, daß sie auf verschiedenen Wegen nach Rußland gekommen sind, denn bei ihrer niedrigen Kulturstufe sind literarische Entlehnungen ausgeschlossen. In dieser Weise kann man die Wanderungen der übrigen Zigeuner recht genau bestimmen.

171. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die einzelnen Sprachen Wörter enthalten, die von längst verschollenen Sprachen stammen. Wenn es bisher nicht gelungen ist, mehr als etwa die Hälfte des Wortschatzes der indogermanischen Sprachen etymologisch sicher aufzuklären, liegt es nicht nur daran, daß die Sprachwissenschaft noch vollkommener werden kann, sondern auch daran, daß viele Wörter dieser Sprachen überhaupt nicht indogermanisch sind. Die Indogermanen müssen während ihrer allmählichen Ausbreitung mit verschiedenen Völkerschaften in Berührung gekommen sein, die sie teils verdrängt, teils in sich aufgenommen haben. Es fragt sich nun, ob es möglich sein wird, solche Wörter nachzuweisen. Es liegt in der Natur der Sache, daß dies meistens nicht zutrifft, es kann jedoch Fälle geben, wo wenigstens eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu erreichen ist. Das Wort W e i n, das vom Lateinischen ins Keltische, Germanische, Slawische und Finnische gewandert ist, wird gewöhnlich als ein griechisches Lehnwort im Lateinischen aufgefaßt. Im Griechischen steht das Wort (*oinos*, aus älterem *woinos*) indessen ganz isoliert da, und man hat daher vermutet, daß es in beiden Sprachen von einem vorgeschichtlichen, mittelländischen Volk stammt wie auch einige sonst dunkle Wörter, die sich auf den Weinbau beziehen. Dieser müßte also hier älter als die Indogermanen sein.

172. Ein weiteres wichtiges Hilfsmittel für die historische Forschung ist das Studium der Ortsnamen. Die Erfahrung zeigt, daß solche sich trotz sprachlicher und politischer Umwälzungen Jahrhunderte hindurch

erhalten können, und wo eine Sprache über ein Gebiet verbreitet ist, in dem einst andere Sprachen gesprochen wurden, haben wir daher oft in den Ortsnamen ein wertvolles Mittel zur Bestimmung der früheren sprachlichen und ethnographischen Verhältnisse. Ortsnamen zeigen z. B. mit aller Deutlichkeit, daß die dänische Sprache einst bis an die Eider reichte, und zahlreiche slawische Namen in Norddeutschland zeugen von der früheren slawischen Besiedelung des Landes; slawisch sind z. B. Dresden, Leipzig, Berlin, Schwerin, Rostock, Strelitz usw; Lauenburg ist eigtl. „der Elbwald" (aus *Laba* „die Elbe" und *bor* „Wald"). Mecklenburg ist Übersetzung von *Wiligrad* „große Stadt", Pommern geht auf slaw. *po more* „am Meer" zurück, wie Fehmern auf *v more* „im Meere". Noch bis gegen den Schluß des 18. Jahrhunderts lebte in Hannover eine slawische Bevölkerung, die sogenannten Polaben, d. h. „an der Elbe wohnende". Auch in den Donauländern waren die Slawen einst weiter verbreitet als heute. Pest [pɛʃt] ist von Haus aus eine slawische Stadt (vgl. bulg. *pešt* „Ofen"), und viele andere Ortsnamen zeigen, daß Ungarn und Rumänien früher von Slawen bewohnt waren. In Frankreich reichen die bretonischen Ortsnamen weiter nach Osten als die heutige Grenze zwischen Bretonisch und Französisch und erzählen uns, wie die keltische Sprache hier wie anderswo allmählich zurückgedrängt worden ist. Die ehemalige weite Verbreitung der Kelten in Europa erhellt aus ursprünglichen keltischen Fluß- und Ortsnamen wie Rhein, Donau, Main, Neckar, Wien, Milano, Bologna; Namen auf *-dunum* „Burg" sind nicht nur in England und Frankreich zu treffen, wo natürlich sehr viele Ortsnamen keltischer Herkunft sind, sondern auch in Bayern, Schlesien, Mähren, Kroatien, Serbien und Rumänien. Lateinische Ortsnamen in Süd-Bayern und Nord-Tyrol beweisen, daß diese Gegenden wenigstens teilweise romanisiert gewesen sind. Je weiter wir in der Zeit hinaufrücken und je spärlicher die geschichtlichen Quellen fließen, desto bedeutsamer werden selbstverständlich derartige sprachliche Zeugnisse. Altgriechische Ortsnamen auf *-nthos* wie *Korinthos*, *Erymanthos* oder auf *-ssos*, *-ttos* wie *Knossos, Parnassos, Hymettos*, *Lykabettos* sind weder aus dem Griechischen noch überhaupt aus dem Indogermanischen erklärbar; sie finden sich auch in großer Zahl in Kleinasien und deuten darauf hin, daß die nichtindogermanischen Völkerschaften Kleinasiens vor der Einwanderung der Griechen auch über den südlichen Teil der Balkanhalbinsel verbreitet waren.

In gewissen Fällen kann man mit Hilfe der Ortsnamen noch weiter kommen als zum bloßen Konstatieren der frühern Anwesenheit einer anderen Bevölkerung. Die normannischen Ortsnamen in England zeigen

uns nicht nur die Ausbreitung der normannischen Besiedelung, sondern aus ihren verschiedenen Gestalten kann man manchmal auch recht genau entscheiden, ob die Gründungen ursprünglich norwegisch oder dänisch (schwedisch) sind.

173. Wie die Erklärung der Ortsnamen für die Entscheidung strittiger Fragen ausschlaggebend werden kann, mag an dem folgenden Beispiel gezeigt werden. Die altrussische Chronik, die dem Kiewer Mönch Nestor zugeschrieben wird, berichtet, daß die slawischen Stämme einst zwieträchtig waren, weshalb sie den „varägischen" Stamm „Rus" herbeiriefen, damit er über sie herrschen solle. Die „Rus" kamen, ließen sich unter den Slawen nieder und bekamen die Herrschaft über sie. Da nun „Varäger" eine alte Bezeichnung der Skandinavier ist, läuft also der Bericht darauf hinaus, daß das russische Reich von Skandinaviern gegründet worden sei; die nordischen „Rus" wurden nämlich nach und nach slawisiert. Das hat man aber von russischer Seite bestreiten wollen, und es entbrannte seinerzeit ein heftiger Streit zwischen den sogenannten „Normannisten" und „Anti-Normannisten". Es ist indessen ganz zweifellos, daß der Bericht Nestors richtig ist, denn die Sprachforschung hat an der Hand gewisser Ortsnamen den Nachweis liefern können, daß die „Rus" eine skandinavische Sprache redeten. Der byzantinische Geschichtsschreiber Kaiser Konstantinos Porphyrogennetos hat ausführlich geschildert, wie die „Rus", um nach Konstantinopel zu kommen, den Dnjepr hinab fuhren und dabei verschiedene Wasserfälle oder Stromschnellen zu passieren hatten, deren Namen er sowohl in „russischer" als in slawischer Sprache anführt. Die Wiedergabe dieser Namen in dem griechischen Text ist nicht immer genau, jedoch hinlänglich deutlich, um die als „russisch" bezeichneten als rein nordische erkennen zu lassen. Ein Wasserfall heißt z. B. auf „russisch" *Ulvorsi*, auf slawisch *Ostrovuniprach*; das letztere Wort ist sofort klar: es bedeutet „Inselwasserfall"; nun heißt aber „Insel" im Altnordischen *holmr*, „Wasserfall" *fors*, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß *Ulvorsi* aus altn. *holmfors* entstellt ist. In derselben Weise verhält es sich mit den übrigen (sechs) Namen, die Konstantinos mitteilt. Wenn aber die „Rus" diesen Wasserfällen nordische Namen gegeben haben, müssen sie selbstverständlich Skandinavier gewesen sein. Hierzu kommt ferner, daß nicht wenige „russische" Personennamen in den Chroniken überliefert sind, und sie erweisen sich ebenfalls als rein nordisch, ja viele von ihnen lassen sich genauer als altschwedische bestimmen, womit es auf das beste im Einklang steht, daß das Wort „Rus" mit dem finnischen Namen Schwedens, *Ruotsi*, zusammenhängt.

174. Nicht weniger bedeutsam sind die Schlüsse, die sich aus solchen Ortsnamen ziehen lassen, die nicht von fremden Völkerschaften herrühren. Erstens kann man in vielen Fällen rein unmittelbar aus ihren Bedeutungen Aufschlüsse über frühere Zustände holen. Wenn sie z. B. die Bodengestalt u. ä. angeben wie Zermatt (= „zu der Matt"), Seligenstadt (aus ahd. *salaha* „Salweide"), frz. *Fougeraie* (aus *fougère* „Farnkraut"), usw., können die Verhältnisse sich später geändert haben; wir finden z. B. nicht immer mehr einen sumpfigen Boden, wo Ortsnamen auf *-moos* oder *-bruch* einen solchen angeben. Namen auf *-reut*, *-rode* oder *-geschwenda* zeigen, daß hier einst Waldstrecken ausgerodet oder abgeschwendet worden sind. Straßennamen wie Büttnergasse, Hafnergasse, Drehergasse usw. zeugen von einer Zeit, wo die einzelnen Handwerke in besonderen Straßen zu Hause waren; in einigen dänischen Städten findet man „Stallgassen" „Hürdegassen" u. a, die auf eine Zeit zurückgehen, wo die Städter noch Viehzucht trieben, usw. In einigen Fällen werden derartige Ortsnamen nur in ihrer älteren Gestalt verständlich, z. B. Detmold aus Thietmella „Versammlungsstätte des Volkes" (aus ahd. *thiot* „Volk", *mahal* „Rede" und „Ort der Rede"). Sodann kann man verschiedene Schichten und Bildungstypen von Ortsnamen nachweisen, nach denen frühere Siedelungsverhältnisse sich bestimmen lassen. Man hat z. B. vermutet, daß die Ortsnamen auf -büttel, die in Nordwestdeutschland verbreitet sind, auf die Friesen zurückzuführen sind, daß die auf -leben auf Siedelungen der Angeln beruhen, usw. Vieles bleibt indessen vorläufig unsicher. Die Verwertung des sprachlichen Materials, das die Ortsnamen enthalten, muß zunächst der Geschichtsforschung und ihren Hilfswissenschaften zufallen. Die Aufgabe der Sprachforschung ist es, die Ortsnamen zu deuten und ein zuverlässiges Material zu liefern, denn hier wie anderswo können die Formen manchmal täuschen. Man sollte von vornherein glauben, daß es sich um denselben Namen handelt, wenn mehrere französische Städte Châlons oder Chalon heißen, es zeigt sich aber, daß Châlons-sur-Marne auf den alten Volksnamen *Catuvellauni* zurückgeht, während andere alten Formen wie *Caladunum*, *Cabillonum* u. a. entsprechen. Die vielen Ortsnamen auf *-inge*, die in Südostfrankreich anzutreffen sind, hat man mit den im Oberdeutschen besonders häufigen Namen auf -ingen verbinden wollen; genauere Untersuchungen haben aber festgestellt, daß die französische Endung lateinischer Herkunft ist und somit nichts mit der deutschen zu schaffen hat.

175. Nicht nur durch einzelne Wörter, sondern auch durch die ganze Einrichtung der Sprache erhalten wir verschiedentlich Kenntnis

von der Vorzeit. Wie man oft einem Menschen anhören kann, aus welcher Gegend er stammt, und ein Dialektkenner sogar nach ganz wenigen Worten seine Heimat genau zu bestimmen vermag, so kann die Sprachwissenschaft nicht selten, wenn sie auf die Sprache einer Bevölkerung lauscht, mit Bestimmtheit erklären, daß ihr heutiger Aufenthalt nicht der ursprüngliche ist, auch wo die Geschichte von keiner Auswanderung oder Kolonisation weiß. Es ist schon längst festgestellt, daß die Zigeuner von dem nordwestlichen Teile Vorderindiens ausgewandert sind, denn die Grundbestandteile ihrer Sprache sind rein indisch. Wenn heute über weite Strecken Siebenbürgens inmitten von Rumänen und Magyaren deutsch gesprochen wird, kann man natürlich ohne besondere sprachliche Einsicht die Schlußfolgerung ziehen, daß diese deutschredende Bevölkerung hier eingewandert sein muß. Aus welcher Gegend Deutschlands aber ihre Vorfahren stammten, davon haben wir keine zuverlässige Nachricht, und es würde unaufgeklärt bleiben, wenn die sogenannte siebenbürgisch-sächsische Sprache nicht selbst davon zeugte. Ihre Eigentümlichkeiten passen nämlich in ein bestimmtes Gebiet hinein, in das Mittelfränkische am Rhein und an der Mosel. Solche Fälle sind überhaupt nicht selten, der eigentümlichste ist wohl aber der folgende. In den Pyrenäen, im Ossautale, lebt eine Bevölkerung, die im Frühling ihre Herden weit nach Norden auf einige Weiden nördlich der Stadt Pau treibt; von alters her behaupteten die Leute, sich auf eine uralte Tradition stützend, daß diese Weiden ihnen gehörten, und anfangs des 19. Jahrhunderts wurde ihnen das Besitzrecht gerichtlich zuerkannt. Daß sie tatsächlich darauf Anspruch haben, hat neuerdings die Sprachforschung nachgewiesen, denn ihre Sprache zeigt, daß sie ursprünglich gerade in der Gegend ansässig gewesen sind, in die sie alljährlich wiederkehren. Daß sie die fruchtbare Ebene um eines armseligen Bergtales willen verlassen haben, mag auffallend sein, wir wissen aber, daß die Normannen im 9. Jahrhundert einige Städte in ihrer Urheimat zerstörten.

176. Man könnte nun fragen, ob es möglich sein wird, die Heimat einer Sprache zu bestimmen, ohne daß es sich wie in den obengenannten Fällen darum handelt, sie in Umgebungen hineinzufügen, die im voraus bekannt sind. Es ist dies natürlich eine schwierige Aufgabe, und die Sprachwissenschaft reicht hier allein nicht aus, kann aber einen Anhaltspunkt geben. Die indogermanische Ursprache muß von irgendeinem Volke irgendwo gesprochen worden sein. Es ist, wie schon oben erwähnt, möglich, daß sie ein Dialekt einer größeren Spracheinheit gewesen ist, die uns aber unbekannt ist. In den ersten Tagen

der Sprachwissenschaft nahm man ohne weiteres an, daß die indogermanischen Sprachen sich von Asien aus, wo die ältesten Sprachdenkmäler erhalten sind, verbreitet hätten, und viele dachten ganz besonders an Indien als die Urheimat und meinten, die altindische Kultur sei mit der urindogermanischen identisch. Von Indien kann aber gar nicht die Rede sein, weil die Indogermanen erst um 2000 v. Chr. eingewandert sind, und heute ist man einigermaßen zur Einigkeit darüber gelangt, daß die Urheimat in Europa zu suchen ist, d. h. daß die Indogermanen in der Zeit unmittelbar vor der Völkertrennung hier gesessen haben. Diese Annahme gründet sich auf verschiedene Erwägungen sowohl sprachlicher als archäologischer, anthropologischer und geographischer Natur. Mehrere Baumnamen sind allen indogermanischen Sprachen gemeinsam oder kommen in vielen von ihnen in solchen Gestalten vor, daß man auf ihr Vorhandensein in der Ursprache schließen darf, eigentümlich für sie ist aber, daß sie gerade solche Bäume bezeichnen, die speziell europäisch sind, wie Birke, Tanne, Eiche, Buche. Der letztgenannte Baum wächst nicht östlich von einer Linie, die ungefähr von Königsberg nach der Krim geht. Germ. *bōk-*, lat. *fagus*, griech. *phēgos* (das die Bedeutung „Speiseeiche" erhalten hat) und eine entsprechende keltische Form zeigen, daß das Wort in der Ursprache als **bhāgós* existiert hat, und daraus scheint notwendigerweise zu folgen, daß die Indogermanen oder jedenfalls die Vorfahren der Germanen, der Kelten, der Italiker und der Griechen westlich dieser Linie ansässig gewesen sind. Einige Forscher meinen zwar, daß sämtliche indogermanischen Stämme einst gemeinschaftlich in Norddeutschland und Südskandinavien gewohnt haben, wobei man sich namentlich darauf stützt, daß die helle, langschädelige Menschenrasse, die man für besonders indogermanisch hält, auf diesen Gebieten am zahlreichsten vertreten ist. Vorläufig muß aber dies als noch nicht bewiesen betrachtet werden, und in der Zeit unmittelbar vor der Völkertrennung wird das Urvolk eine bedeutend größere Verbreitung gehabt haben, etwa durch ganz Mitteleuropa vom Rhein bis an das Schwarze Meer.

177. Etwas zuverlässiger sind die Ergebnisse, zu denen man auf sprachlichem Wege gekommen ist mit Bezug auf die Kulturstufe, die für das Urvolk anzunehmen ist. Wie wir oben gesehen haben, kann man in sehr vielen Fällen die in den indogermanischen Sprachen vorkommenden Wörter auf ihre ursprachliche Form zurückführen. Es bedeutet dies, daß wir uns eine ziemliche Vorstellung von dem Wortschatz der Ursprache machen können, und selbstverständlich wird dann eine Durchmusterung dieses Wortschatzes uns darüber belehren können, mit welchen

Dingen und Begriffen das Urvolk vertraut war. Es gilt indessen dabei methodisch zu verfahren und keine voreiligen Schlüsse zu ziehen, wie man es früher oft genug getan hat. Aus der Existenz eines Wortes für „Löwe" in den heutigen Sprachen Europas zu folgern, daß es heute Löwen in Europa gibt, wäre ja verfehlt, in ähnlicher Weise muß man aber in der Beurteilung der urindogermanischen Wörter vorsichtig sein. Aus Wörtern wie lat. *equus* „Pferd", griech. *hippos*, altsäch. *ehu*, altnord. *jór*, altirisch *ech*, altind. *açvas* geht hervor, daß die Ursprache ein Wort **ekwos* gehabt hat, und nichts spricht gegen die Annahme, daß es wie die einzelsprachlichen Wörter „Pferd" bedeutete, und daß somit die Urindogermanen Pferde gekannt haben. Dagegen beweist diese sprachliche Gleichung nicht, daß sie das Pferd als gezähmtes Haustier benutzten. Es ist ferner nicht immer ausgemacht, daß ein Wort, welches in allen oder vielen indogermanischen Sprachen verbreitet ist, deswegen aus der Ursprache stammt, weil mit der Möglichkeit zu rechnen ist, daß es ein Lehnwort ist. Meistens wird die lautliche Gestalt des Wortes in dieser Hinsicht entscheidend sein, es gibt aber Fälle, wo sie nicht ausreicht. Das Wort Hanf, ahd. *hanaf* weist dem griech. *kannabis* gegenüber denselben Wechsel zwischen germ. *h* und dem *k* anderer Sprachen auf, dem wir in Halm: griech. *kalamos*, Haut: lat. *cutis* beobachten, und der gewöhnlich bedeutet, daß das betreffende Wort in der Ursprache *k* hatte, welches im Germanischen zu *h* geworden, sonst aber erhalten ist. Trotzdem ist Hanf kein ursprachliches Wort, und vielleicht nicht einmal indogermanisch. Der Hanfbau stammt aus dem alten Baktrien und Sogdiana und ist den europäischen Völkern etwa durch die iranischen Skythen vermittelt worden. Der regelmäßige Übergang von *k* zu *h* im Germanischen beweist in diesem Falle nur, daß das Wort zu einer Zeit aufgenommen worden ist, wo die Germanen noch *k* sprachen.

178. Wenn man auch nicht auf Grundlage der Sprache allein ein vollständiges Bild des Kulturstandes des Urvolkes zeichnen kann, so sind auf der anderen Seite so viele Einzelheiten mit Hilfe der ältesten geschichtlichen Überlieferung und mittelst Heranziehung der Ergebnisse der Altertumswissenschaft festgestellt worden, daß die Hauptzüge recht deutlich und klar hervortreten. Es kann mit Sicherheit gesagt werden, daß die Urindogermanen kein Nomadenvolk waren, sondern neben der Viehzucht sich auch mit Ackerbau beschäftigten. Sie gebrauchten den Ochsen (**uksōn*) als Zugtier, und daß sie beim Vorspannen ein Joch verwendeten, geht aus dem Worte **jugom* hervor, das in den Einzelsprachen bewahrt ist (vgl. oben § 146) und hier vielfach noch mit dem

Zeitworte „verbinden" deutlich verwandt ist, so lat. *jugum: jungo* „verbinde", griech. *zygón: e-zygēn* „wurde verbunden". Sie bearbeiteten den Erdboden mit dem Pfluge (**aratrom*, vgl. norwegisch *ard* „einfacher Holzpflug") und bauten Gerste, Weizen und Hirse. Aus Honig verstanden sie ein Getränk **medhu* zu bereiten (d. Met, ahd. *metu*, dän. *mjød*; altind. *mádhu* „süßes Getränk, Honig"; altslawisch *medŭ* „Honig, Wein"; altir. *mid* „Met", usw.). Ihre Geräte waren hauptsächlich aus Stein. Wir finden nämlich in mehreren Sprachen für Geräte und Stein dieselben Benennungen: altn. und ahd. *sax* „Messer, kurzes Schwert" ist mit lat. *saxum* „Stein, Felsen" identisch; Hammer bedeutet im Altnordischen ebenfalls „Stein, Felsen" (vgl. den „Hammer" auf Bornholm) und ist mit altslaw. *kamy* „Stein" und altgriech. *akmōn* „Amboß" verwandt. Hierdurch erhalten wir auch einen ungefähren chronologischen Anhaltspunkt, weil eine derartige Steinzeitperiode mindestens 2000 Jahre v. Chr. liegen muß. Sie hatten ferner ein Wort für „weben", und daß sie Kleider verfertigten, geht auch indirekt aus einem Worte für „nackt" hervor. Sie wohnten in ordentlichen Häusern und hatten geordnete Familien- und Gesellschaftsverhältnisse. Die Namengebung geschah nach ganz festen Regeln, die noch in den älteren Einzelsprachen befolgt werden, nämlich Anwendung zweigliedriger Namen wie z. B. griech. *Theodotos* „der von Gott gegebene", altind. *Dēvadattas*; urnordisch *HlewagastiR* entspricht genau altgriech. *Kleoksenos* aus *kleos*, älter **klewos*, „Ruhm" und *ksenos* „fremd". Was endlich die religiösen Vorstellungen des Urvolkes betrifft, so deuten altind. *Djāuš pitā́* „Vater Himmel", lat. *Jup-piter* und griech. *Zeus* (*patḗr*) daraufhin, daß sie ein höchstes Wesen anbeteten.

179. Daß auch die ganze Denkweise der sprechenden Menschen sich vielfach in der Sprache abspiegelt, ist ganz zweifellos, und wie man aus der Rede eines Menschen auf seinen Charakter und sein Temperament einigermaßen schließen kann, muß man auch aus den verschieden geprägten Sprachen der Völker Schlüsse auf ihre geistigen Eigentümlichkeiten ziehen können. Es ist oben (§ 72) daran erinnert worden, daß die Sprachen vieler sogenannten primitiven Völker eine ganze Menge von Wörtern besitzen, die verschiedene Erscheinungsformen derselben Sache oder verschiedene Seiten derselben Tätigkeit bezeichnen, während sie die Sache oder Tätigkeit im allgemeinen nicht mit einem einzelnen Worte bezeichnen können. Wenn es auch ganz verfehlt ist, anzunehmen, daß solche Sprachen auf einer sehr ursprünglichen Stufe stehen, so muß doch zugegeben werden, daß solche Eigentümlichkeiten

von einer unentwickelten Abstraktionsfähigkeit der Sprechenden zeugen. Man hat auch darauf hingewiesen, daß die Anwendung von Dualformen (Zweizahlsformen), die in vielen Sprachen vorhanden sind (z. B. altgriech. *osse* „die beiden Augen"), in dieselbe Richtung deuten; sie haben offenbar in der indogermanischen Ursprache eine wichtige Rolle gespielt, sind aber allmählich abhanden gekommen, weil sie überflüssig sind, und haben sich nur auf ganz wenigen Gebieten bis heute erhalten. In dieser Weise wird man verschiedene Einzelheiten herausgreifen können, die sich mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit auf bestimmte geistige Eigentümlichkeiten der Sprechenden zurückführen lassen; es bleibt aber fraglich, ob solche in größerem Umfange nachweisbar sind, so daß man auf Grundlage der Sprache gleichsam die geistige Rangordnung der einzelnen Völker feststellen könnte. Der deutsche Sprachforscher Finck hat seinerzeit („Die neueren Sprachen" Bd. V und VI) „den Bau der deutschen Sprache als Ausdruck deutscher Weltanschauung" zu erklären versucht; bei aller Anerkennung seiner geistvollen Betrachtungen muß aber erklärt werden, daß er den Nachweis nicht geführt hat, die deutsche Sprache sei der Ausdruck einer ungemeinen Willensstärke und Geisteskraft. Ein anderer Forscher würde vielleicht mit einer ebenso guten Begründung zu einem anderen Ergebnis gelangt sein, denn in der Tat sind die Sprachen in dieser Hinsicht noch lange nicht hinlänglich untersucht worden, obwohl derartige Studien vielfach getrieben worden sind seit dem berühmten Werke Wilhelm von Humboldts „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts" (1836). Auf diesem schwierigen Gebiete, das gewöhnlich „Völkerpsychologie" genannt wird, läuft man jeden Augenblick Gefahr, dem sicheren Boden entrückt zu werden und sich in leerem Philosophieren zu verlieren. Es wird der künftigen Sprachforschung vorbehalten sein, ein zuverlässiges Material zu liefern, auf dem einigermaßen sichere Resultate aufgebaut werden können.

Register.

Die Zahlen verweisen auf die Paragraphen.

...Eine glückliche Ergänzung der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt"... sind:

Teubners kleine Fachwörterbücher

Sie geben rasch und zuverlässig Auskunft auf jedem Spezialgebiete und lassen sich je nach den Interessen und den Mitteln des einzelnen nach und nach zu einer Enzyklopädie aller Wissenszweige erweitern.

„Teubners kleine Wörterbücher haben sich in kurzer Zeit bei Laien und Fachleuten den Ruf der Unentbehrlichkeit erworben. Die Bündigkeit und wissenschaftliche Sachlichkeit, mit der hier auf engem Raume eine Orientierung auf dem betreffenden Wissenschaftsgebiet geboten wird, ist erstaunlich." (Monatshefte für deutschen Unterricht.)

Bisher erschienen:

Philosophisches Wörterbuch von Studienrat Dr. P. Thormeyer. 3. Aufl. (Bd. 4.) Geb. RM 4.—

Psychologisches Wörterbuch von Privatdozent Dr. F. Giese. 2. Aufl. Mit 60 Fig. (Bd. 7.) Geb. RM 4.80

Wörterbuch zur deutschen Literatur von Oberstudienrat Dr. H. Röhl. (Bd. 14.) Geb. RM 3.60

Musikalisches Wörterbuch von Prof. Dr. H. J. Moser. (Bd. 12.) Geb. RM 3.20

Kunstgeschichtliches Wörterbuch von Dr. H. Vollmer. (Bd. 13.) Geb. RM 7.50. Ausführliche Anzeige s. nächste Seite.

Physikalisches Wörterbuch von Prof. Dr. G. Berndt. Mit 81 Fig. (Bd. 5.) Geb. RM 3.60

Chemisches Wörterbuch von Prof. Dr. H. Remy. Mit 15 Abb. u. 5 Tabellen. (Bd. 10/11.) Geb. RM 10.60

Geographisches Wörterbuch von Prof. Dr. O. Kende. Allgemeine Erdkunde. 2., vielfach verb. Aufl. Mit 81 Abb. (Bd. 8.) Geb. RM 6.—

Zoologisches Wörterbuch von Dr. Th. Knottnerus-Meyer. (Bd. 2.) Geb. RM 4.—

Botanisches Wörterbuch von Prof. Dr. O. Gerke. Mit 103 Abb. (Bd. 1.) Geb. RM 4.—

Wörterbuch der Warenkunde von Prof. Dr. M. Pietsch. (Bd. 3.) Geb. RM 4.60

Handelswörterbuch von Handelsschuldirektor Dr. V. Sittel und Justizrat Dr. M. Strauß. Zugleich fünfsprachiges Wörterbuch, zusammengestellt v. V. Armhaus, verpfl. Dolmetscher. (Bd. 9.) Geb. RM 4.60

Grundzüge der Deutschkunde

Band I: Hrsg. von Studienrat Dr. W. Hofstaetter und Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. F. Panzer. Geh. RM 8.—, geb. RM 10.—

Inhalt: Bojunga, Sprache. Brandi, Schrift. Boucke, Prosastil. Heusler, Verskunst. Abert, Musik. Neumann, Bildende Kunst.

Band II: Hrsg. von Studienrat Dr. W. Hofstaetter und Prof. Dr. Fr. Schnabel. Geh. RM 8.—, geb. RM 10.—

Inhalt: Gränß, Das Land. Schnabel, Die politische Entwicklung. Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Das Kriegswesen. Giese, Staat u. Recht. Michels, Die Wirtschaft. Bigelmair, Die katholische Religion. Beyer, Die evangelische Religion. Neckel, Die Mythologie. Spamer, Die Volkskunde.

Die deutsche Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus

Von Prof. Dr. R. Hamann. Mit 362 Abb. u. 10 mehrfarb. Tafeln. Geh. RM 28.-, in Buckramleinen RM 36.-, in Halbleder geb. RM 45.-

Marburger Kunstbücher für jedermann

Malerei der Goethezeit. Sechzig ganzseitige Abbildungen mit einer Einleitung von K. Schauer. Kart. RM 4.—, in Leinen RM 6.—

Griechische Tempel — Olympische Kunst — Tempel Italiens
Deutsche Köpfe — Deutsches Ornament

Jeder Band m. 60 ganzseit. Abb. u. Einleit. kart. RM 3.—, in Leinen RM 5.—

Körper und Rhythmus

Griechische Bildwerke. 52 ganzseitige Abb. Mit einer Einführung von Geheimrat Dir. Dr. Fr. Back. Kart. RM 4.—, geb. RM 6.—

„Mit knappen, treffenden und allgemeinverständlichen Worten schildert Back uns das Wesen der griechischen Kunst. ... Die Wiedergabe der einzelnen Kunstwerke ist sehr gut, der Preis bei der gediegenen Ausstattung wohlfeil." (Schwäbischer Merkur.)

Kunstgeschichtliches Wörterbuch

Von Dr. H. Vollmer. (Teubn. kl. Fachwörterb. Bd. 13.) In Ganzln. RM 7.50

In lexikalischer Form werden kurze Abrisse über die wichtigsten historischen und systematischen Fragen der Kunstforschung geboten und Fachausdrücke erklärt. Literaturangaben zeigen Wege für weitere Belehrung und Vertiefung.

Die Großmächte der Gegenwart

Von Prof. Dr. R. Kjellén. 3. Aufl. neu hrsg. von Prof. Dr. K. Haushofer unter Mitarbeit von Prof. Dr. E. Obst, Prof. Dr. H. Hassinger und Prof. Dr. O. Maull. [Erscheint Anfang 1929]

Die Neuauflage des bahnbrechenden Buches wird unter der Leitung von Professor Haushofer eine vollständige Neubearbeitung erfahren. Die Darstellung der Vorkriegszeit wird im wesentlichen unverändert bleiben, dagegen werden die die Nachkriegszeit behandelnden Kapitel von den besten Kennern der verschiedenen Erdräume neu bearbeitet. Ein Schlußkapitel wird die gegenwärtige Lage zusammenfassend und ausblickend auf die Zukunft bringen.

Geopolitik

Die Lehre vom Staat als Lebewesen. Von Prof. Dr. R. Hennig. Mit 64 Karten im Text. Geh. RM 14.—, geb. RM 16.—

Das Buch bietet eine klare und allgemeinverständliche Einführung in die Wissenschaft vom Staat als Lebewesen und zeigt die geographischen Grundlagen für das politische und wirtschaftliche Leben der Staaten und Völker auf. Es bietet eine wertvolle, ja unentbehrliche Ergänzung zu jeder Weltgeschichte.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Künstlerischer Wandschmuck
für Haus und Schule

Teubners Künstlersteinzeichnungen

Wohlfeile farbige Originalwerke erster deutscher Künstler fürs deutsche Haus

Die Samml. enthält jetzt über 200 Bilder in den Größen 100×70 cm (RM 10.-), 75×55 cm (RM 9.-), 103×41 cm bzw. 93×41 cm (RM 6.-), 60×50 cm (RM 8.-), 55×42 cm (RM 6.-), 41×30 cm (RM 4.-). **Geschmackvolle Rahmung aus eigener Werkstätte.**

Kleine Kunstblätter. 24×18 cm je RM 1.—. Liebermann, Im Park. Prenzel, Am Wehr. Hecker, Unter der alten Kastanie und Weihnachtsabend. Treuter, Bei Mondenschein. Weber, Apfelblüte. Herrmann, Blumenmarkt in Holland.

Schattenbilder

K. W. Diefenbach „Per aspera ad astra". Album, die 34 Teilb. des vollst. Wandfrieses fortlaufend wiedergebend (25×20 ½ cm) RM 15.-. Teilbilder als Wandfriese (80×42 cm je RM 5.-, (35×18 cm) je RM 1.25, auch gerahmt i. versch. Ausführ. erhältlich.

„Göttliche Jugend." 2 Mappen mit je 20 Blatt (34×25 ½ cm) je RM 7.50. Einzelbilder je RM -.60, auch gerahmt in verschiedenen Ausführungen erhältlich.

Kindermusik. 12 Blätter (34×25 ½ cm) in Mappe RM 6.-, Einzelblatt RM -.60.

Gerda Luise Schmidts Schattenzeichnungen. (20×15 cm) je RM -.50. Auch gerahmt in verschiedenen Ausführungen erhältlich. Blumenorakel. Reisenspiel. Der Besuch. Der Liebesbrief. Ein Frühlingsstrauß. Die Freunde. Der Brief an „Ihn". Annäherungsversuch. Am Spinett. Beim Wein. Ein Märchen. Der Geburtstag.

Zur Ausschmückung von Kinderzimmern

„Die Wanderfahrt der drei Wichtelmännchen." Zwei farbige Wandfriese von M. Ritter. 1. Abschied - Kurze Rast. 2. Hochzeit - Tanz. Jeder Fries mit 2 Bildern (103×41 cm) RM 6.-, jedes Bild einzeln RM 3.-

Ferner sind erschienen: Herrmann: „Aschenbrödel" und „Rotkäppchen"; Baurnfeind: „Die sieben Schwaben"; Rehm-Vietor: „Wir wollen die goldene Brücke bauen", „Schlaraffenleben", „Schlaraffenland", „Englein zur Wacht" und „Englein zur Hut" (103×41 cm, je RM 6.-)

Zwei Weihnachtsbilder und zwei Osterbilder von R. Kämmerer. 1. Morgen, Kinder, wird's was geben. 2. Vom Himmel hoch da komm ich her. / 1. Ostern, Ostern ist es heut'! 2. Osterhase schleicht ums Haus (41×30 cm). Preis je RM 3.—. Postkartenausgabe je RM —.15. **Bilder** einzeln gerahmt in weißem Rahmen unter Glas je RM 9.—, die zusammengehörigen Bilder, als Wandfries gerahmt je RM 17.—. **Postkarten** unter Glas mit schwarzer Einfassung, mit Aufhängeschnur je RM —.65, in schwarz poliertem Rahmen mit Glas je RM —.85

Rudolf Schäfers Bilder nach der Heiligen Schrift

Der barmherzige Samariter, Jesus der Kinderfreund, Das Abendmahl, Hochzeit zu Kana, Weihnachten, Die Bergpredigt (75×55 bzw. 60×50 cm). RM 9.— bzw. RM 8.—. Diese Blätter (außer: Der barmherzige Samariter) erschienen als **Biblische Bilder** in Format 36×28 cm Jedes Blatt RM —.75

Karl Bauers Federzeichnungen

Charakterköpfe zur deutschen Geschichte. Mappe, 32 Bl. (36×28 cm) RM 5.—
12 Bl. . . . . RM 2.—

Aus Deutschlands großer Zeit 1813. In Mappe, 16 Bl. (36×28 cm) RM 2.50

Führer und Helden im Weltkrieg. Einzelne Blätter (36×28 cm) RM —.25
2 Mappen, enthaltend je 12 Blätter, je . . . . . . RM 1.25

Teubners Künstlerpostkarten

Jede Karte RM —.10, Reihe von 12 Karten in Umschlag RM 1.-
Jede Karte unter Glas mit schwarzer Einfassung und Schnur eckig oder oval, teilweise auch in feinen Holzrähmchen eckig oder oval. Ausführliches Verzeichnis vom Verlag in Leipzig.
Ausführl. illustr. Wandschmuckkatal. f. RM 1.- vom Verlag, Leipzig C 1, Poststr. 3, erhältl.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

G.E. STECHERT & Co.
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 062348393

